Erholungsstunden

von

Herrn d'Arnaud.

Zweyter Jahrgang.

Erster Theil.

Erholungsstunden

des

Mannes von Gefühl

aus dem Französischen

des Herrn d'Arnaud

übersezt von

Gottfried Traugott Wenzel.

Zweyter Jahrgang.

Erster Band.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Strasburg,
im Verlage der akademischen Buchhandlung.
1787.

C II 9/5

Landes-
bibliothek
Coburg

Erinnerung.

Die Absicht des Herrn Arnaud bey diesem mit so allgemeinem Beyfalle gekrönten Werke ist aus dem ersten Jahrgange zur Genüge bekannt: Er wollte die schönsten Züge der neuesten Menschengeschichte in einem lebhaften Gemälde darstellen, um die Gefühle des Edlen und Erhabenen zu erregen, zu stärken und zu unterhalten, und die Bildung der Charaktere zu großen Thaten zu befördern. Es sind **Erholungsstunden** für den Verfaßer, und für den erfahrneren Leser; es sind **Beyträge zur Bildung des Tugendgefühls** für die Jugend beyderley Geschlechtes. Es ist eine historische Gemäldesammlung mit den zauberischen

Reizen der Fiktion ausgeschmükket, um auch ungeübtere Leser anzulokken, zu vergnügen und zu belehren.

Daß Herr Arnaud seinen Zwek nicht verfehlt hat, bezeugt der fortdauernde Beyfall des lesenden Europa. Alle Alter und Geschlechte haben hier Erholung und Unterricht gefunden, und der berühmte Verfaßer des Grafen von Comminge, der Euphemia u. a. hat auch hier wieder von seiner Kunst, Zähren der Theilnehmung und des Mitleids den Augen zu entlokken, häufige Proben gegeben.

Um derer willen, denen die Uebersezzung nebst der Urschrift in die Hände kommen könnte, merke ich an, daß ich mich bey den Anmerkungen nach des Herrn Verfaßers eigenem Rathe, den er in dem gleichfolgenden Gespräche giebt, verhältnismäßig gerichtet habe. Freylich mußte ich als Uebersezzer seine Noten alle lesen; aber sie alle zu übersezzen, schien mir nicht gleich nothwendig. Ich habe dieses sowohl in den von mir verteutschten fünf leztern Theilen des vorigen, als in diesem

ersten und allen folgenden Theilen des gegenwärtigen Jahrgangs beobachtet.

Jeder Mensch hat seine eigne Ideen, und alles Erinnern und Tadlen bessert nur selten. Der Herr Verfaßer fühlt Leichdornpein, wenn er die Geschichte anpreisen soll; einem andern ist sie ein Sopha von Stahlfedern.

Ich hoffe nicht, daß ihm alle Leser nachahmen, und über der Clarissa, dem Gilblas, welche Hr. d'Arnaud so sehr empfiehlt, die guten Geschichtbücher eines Robertson, Schmidt, Vertot ganz vernachläsigen werden. Ein Roman ist zwar nur alsdann der Vollkommenheit am nächsten, wenn Begebenheiten und Charaktere an die höchste Wahrscheinlichkeit der Geschichte gränzen, und selten findet sich eine Geschichte, der man nicht in einigen Stükken den Vorwurf der Erdichtung machen könnte. Immer aber bleibt doch Wahrheit ihr unterscheidender Charakter, so wie Fiktion das Wesen der Romane ist, und der wirkliche Mensch kann ein Gegenstand der interessantesten Beobachtungen werden, wo der erdichtete Romanenheld blos auf Ergözzung Anspruch machen kann.

Zuweilen habe ich den Gedanken des Herrn Verfaßers gewendet; zuweilen auch seine Einleitungen und Raisonnements abgekürzt. Ob es dem Werke nachtheilig oder nützlich ist? mag der Leser entscheiden. Zur Untersuchung empfehle ich ihm den lezten Paragraphen der Abhandlung vom **Verhängniße.**

Auszug
aus
einer dialogisirten Vertheidigung
des Verfaßers
gegen die Vorwürfe,
die man seinen Arbeiten macht.

Erster Vorwurf: Herr Arnaud bilde sich zu viel auf den Nuzzen seiner Arbeiten ein.

Das Wesentlichste seiner Antwort besteht in der Wiederholung einer Vorrede, die freylich Niemand zu lang finden wird:

„Es wollte Jemand ein Stück Felds von ziemli„chem Umfange besäen. Ein immerwährender Sturm „wüthete in der Gegend. Freund! sagte einer zu „ihm, du begehst da eine große Thorheit. Siehst „du nicht, daß der Wind deinen Saamen wegweht? „Ohne sich stören zu lassen, erwiederte jener: Wenn „auch nur etliche Körner aufgehen, so ist meine Ar„beit hinlänglich belohnt.„

Ich habe die so erfreuliche Erfahrung gehabt, fährt der Verfasser fort, daß die Saamenkörner, welche ich ausgestreut habe, in etlichen Seelen aufgekeimt sind. Viele haben meine Sammlung mit den Augen des Herzens gelesen, und das Herz ist nachsichtig. Darum wage ich es auch, eine Fortsezzung zu geben.

Man erzält, daß ein gewisser Maler 1) der seinen Pinsel aus Unmuth auf die Leinwand warf, dadurch erhielt, was er vorher vergebens auszudrükken versucht hatte. Der Maler bin ich; nur wünsche ich mir auch sein Glück. —

Der Misbrauch der Metaphysik hat die Sprachen getödet; man hat an die Stelle des lebhaften Bildes die todte Abstraktion gesezt 2). Man versezze sich doch unter die ersten Kinder der Natur. Von den Wilden wird man den ursprünglichen Ausdruk lernen. In dem Malerischen besteht der Vorzug des eingreiffenden Vortrags. Warum fehlt es so vielen Schriftstellern an Physionomie? Weil sie nicht selbst Schöpfer sind, sondern andern nachkriechen, nachdenken, nachschreiben. Welch

---

1) Protogenes wollte in einem seiner Gemälde einen Hund mit zischender Schnauze vorstellen. Aus Verdruß über sein mislungenes Anstrengen, warf er seinen Schwamm — nicht seinen Pinsel; denn damals brauchte man in der Malerey auch einen Schwamm — auf die Leinwand, und siehe! der Zufall soll gethan haben, was der Kunst unmöglich gewesen war.

2) Der Ausdruck muß gewissermaßen sichtbar seyn; dadurch wird gleichsam der Gedanke körperlich; er bekömmt Leben, und gräbt sich ein. Warum sind Montagne und La Fontaine unsterblich? Weil diese großen Männer eine eigene Sprache hatten.

eine elende Beschäftigung! Ein Frauenzimmer, das sich ängstlich nach jeder Mode richtet, ist kein Genie.

Zweyter Vorwurf: Hrn. d'Arnaud's Ausholungen, Umschweife ——

Antw. Ich schreibe absichtlich für mancherley Stände. Und wie häufig sind denn in der bürgerlichen Gesellschaft die Personen, welche über das, was sie lesen, nachdenken? Wie viele würden den Sinn einer Fabel errathen, wenn die Sittenlehre nicht beygefügt wäre.

Die schönen Geister, das heißt, die Menschenklasse, die am wenigsten denket, weil sie am wenigsten fühlt, sprechen täglich mit einem höchst lächerlichen Entscheidungstone: die **Moral müsse, wenn sie gefallen soll, kurz vorgetragen werden.** Und diese Herren von trokenem Herzen und stumpfem Sinne bringen — mit ihrer Erlaubnis seye es gesagt — eine Albernheit zu Markte. Nein, nicht Sentenzen, nicht magere Zergliederungen, nicht kalte, leblose Vorträge, und pedantische Denksprüche sind es, welche zur Sittenlehre einladen, ihren Lehren Anmuth leihen, und sie dem menschlichen Herzen unauslöschlich eingraben. Sondern Szenen aus dem gemeinen Leben ausgehoben; Gemälde, in denen Handlung und Bewegung ist; Schilderungen, die das Gefühl erregen: diese sind es, welche in die Seele, wie eine ergiebige Quelle, einfliesen, und sich mit den Nahrungssäften überall vertheilen. — Man gebe mir die Versicherung, daß jeder meiner Leser ein Philosoph seyn werde, so streiche ich augenbliklich alle

Umschweife aus, und schränke mich lediglich auf die Erzälung der Sache ein.

Dritter Vorwurf: Die vielen und langen Anmerkungen.

Antw. Hierauf antworte ich, wie jener arme Dichter beym Boileau: Ah Monsieur! pour ceci je vous demande grace! Die Anmerkungen schreibe ich für mich; den Text für das Publikum. Diesen Theil meiner Werke bezale ich mir mit eigener Hand. In den Noten lege ich den Lehrmeisterton ab; da bin ich wieder ich selbst. In dem Texte muß ich oft eine Handwerksrolle spielen. In den Noten ergieset sich mein Kopf, mein Herz, ohne Zwang; ich athme aus, was ich denke, wie es hervorquillt. Das ist eigentlich mein Buch, das treue Gemälde meiner Seele. Daraus kann man mir kein Verbrechen machen. Ich ärgere mich an der Schilderung dieser Seele nicht, deren Fühlbarkeit mir so theuer zu stehen kommt. Schon seit langer Zeit habe ich gelernt von mir selbst zu zehren.

Vierter Vorwurf: Der melancholisch-traurige Vortrag.

Antw. Wie einseitig! Was würde man sagen, wenn man einen Maler, weil er einige Skizen in Rembrants Manier entworfen, nach diesen allein klassifizirte, ob er schon eine Menge anderer Gemälde über freudigere Gegenstände verfertiget hätte. — Ich muß lachen, wenn ich mir die Verlegenheit dieser diktatorischen Richter vorstelle, wenn sie einst eine vollstän-

dige Sammlung meiner Kleinigkeiten zu Gesichte bekommen sollten?

Ich würde mir etwas einbilden, wenn ich das Talent besäße, welches diese finstere Gattung erfodert. Sie gehört unter die ersten und schwersten. Sie dringt bis in das Innerste des Gefühles, und sezt in die lebhafteste Bewegung. Sie leiht den moralischen Wahrheiten Kraft und Nachdruk, wodurch sie leben und Geist erhalten. Wer weis nicht, daß man blos durch solche Bilder den Verstand ganz hinreißt und gefangen nimmt? Da der Missionair Bridene in einer dunkeln Kirche das Donnerwort: Ewigkeit, Ewigkeit! ertönen ließ, so durchdrang es tief die Seele seiner Zuhörer, und brachte sie gleichsam ganz außer sich. Würde er wohl am hellen Tage an einer wohlerleuchteten Stätte denselben Eindruk gemacht haben?

Fünfter Vorwurf: Menschenhaß.

Antw. Ich? ich? hasse die Menschen? das soll aus meinen Schriften hervorleuchten? Hier ist mein Glaubensbekenntnis: Ich liebe den Menschen; aber freylich nicht die Menschen. Ich kenne zu sehr ihre Vorurtheile, ihren Leichtsinn, ihre Undankbarkeit, ihre Eigenliebe, ihre Hartherzigkeit, ihre Heucheley. Mein Bestreben und mein einziger Wunsch ist sie zu überzeugen, daß die Tugend das höchste Gut ist, und daß ohne Tugend kein Glük möglich ist. Sie allein macht die Würde des Menschen aus.

Sechster Vorwurf: Hr. d'Arnaud suche nur zu ergözzen und zu rühren.

Antw. Ich weis es, daß mir der Himmel ein reiches Maas von Gefühl, und die Gabe es mitzutheilen verliehen hat. Was wäre aber Rührung ohne Belehrung? Ich suche die Frucht unter der Blüthe zu verbergen; ich borge die Stimme des Gefühles zur Verkündigung der Pflicht, und suche stets dem Kinde die kräftige Nahrung zu versüßen. Ich habe gesehen, daß Handlungen weit besser belehren, als Sentenzen, und daß man nicht für einen Tugendhaften, der leidet, das Gefühl in Bewegung sezt, ohne daß die Tugend selbst etwas dabey gewinne. Vernunftschlüße, auf Gefühl erbaut, erhalten eine unwiderstehliche Kraft; man überzeuge, man rühre — und man sehe, wie auf Rührung Entschluß und That folgen wird.

Siebenter Vorwurf: Er schreibe Romanen.

Antw. Wie? ich schreibe Romanen? Wodurch habe ich es verdient, daß man mich so sehr herabsezt? Wenn man in meinen Versuchen nicht die Geschichte des Menschen, das Verlangen, ihn über seine Pflichten zu belehren, ihn zu unterrichten, zu bessern, wenn man nicht mein eifrigstes Bestreben darinn findet, dem Menschen Liebe und Vertrauen gegen das höchste Wesen, gegen seinen Regenten, seinen Mitmenschen, der Grund aller gesellschaftlichen Tugenden, einzuflösen, so mag man mich immer einen Romanschreiber schelten. — Ist es möglich, mich mit den schaamlosen Schreibern zu vergleichen, welche den Beyfall einer verderbten Welt durch schändliche Schilderungen und Gemälde, durch verkehrte Grundsäzze erbetteln?

Nicht Romanen schreibe ich, sondern philosophische Skizen, Beyträge zu einer Sittenlehre in Handlungen, Beyträge zur Geschichte des Menschen ꝛc. Man verschone mich mit der gehässigen Benennung, Roman, es seye dann, daß man ihn auch einem Telemach, einer Clarissa, einem Gilblas, einem Tom Jones beylegen wolle. Alsdann werde ich es mir zur Ehre schäzzen, einige Schritte auf einer Bahn gegangen zu seyn, welche ein Fenelon, ein Richardson, ein Le Sage, ein Fielding mit so vielem Nuzzen betreten haben. Wie sehr übertreffen solche Schriften, die wahre Geschichte sind, alles, was man sonst mit diesem ehrwürdigen Namen belegt? Bücher, worinn man überall auf ekelhafte und feile Schmeicheleyen, auf verläumderische Satyren, auf falsche Urtheile, niederträchtige Lügen stößt? Werke, worinn man die Menschheit gekränkt, unterdrükt, das Laster geehrt, gepriesen, geliebkoset, belohnt antrifft; worinn man einen Strassenräuber einen Helden, einen Mörder einen großen Mann, einen Tyrannen einen wohlthätigen Gott nennt? – Ich werde es bis auf den lezten Hauch meines Lebens sagen, daß die Geschichte unersezlichen Schaden gestiftet, und daß man in ihr keinen Schatten von wahrer Größe finde. Es nehme ein Philosoph, der dieses Namens würdig ist, die Wage der Gerechtigkeit und die Fakel der Wahrheit in seine Hand, und beschreibe die Begebenheiten der Welt. Er soll mein Lehrer und mein Tröster seyn. Alsdann will ich dem Geschichtschreiber huldigen, und ihm die erste Stelle unter den Gelehrten einräumen.

Die Geschichte ist für die meisten Menschen ohne Nuzzen. Die Kluft zwischen Kolossen und Zwergen ist zu groß. — In der Clarissa hingegen treffe ich mich jeden Augenblik an. Dieses unsterbliche Werk lese eine junge Person; sie wird daraus lernen, daß es in den Leidenschaften gar keine unwichtige Schritte giebt; daß eine einzige That, sie mag noch so unbedeutend scheinen, bisweilen unsern Fall befördert. — Was wird aber eine junge Person aus der griechischen und römischen Geschichte lernen?

Selinval

Selinval,
oder
die verrathene Freundschaft.

Der Ritter Selinval war von guter Geburt, reich, verständig, von sehr einnehmender Gestalt, und zu allen diesen seltenen Vorzügen paarten sich noch Einsichten und Tugenden. Ein einziger Fehler entstellte so viele gute Eigenschaften: er rechnete zu viel auf sich selbst, glaubte sich der unumschränkte Gebieter seines Herzens, und des geringsten Fehltrittes unfähig, und scheute sich gewissermaßen für den Fehlern, die man sich in der Welt gerne verzeiht. Diese Denkungsart versagte ihm eine Gesinnung, die der gesellschaftlichen Eintracht nothwendig ist, die liebreiche Nachsicht, welche im Umgange so bezaubernd ist, und die man ja nicht mit der unächten Höflichkeit, einer derjenigen Lügen vermengen muß, die der Misbrauch der gesellschaftlichen Bildung eingeführt und gerechtfertiget hat, und die dem ehrlichen Manne ein Greuel ist. Allein bey einer so sparsamen Nachsicht gegen andere, übte Selinval auch eine unbiegsame Strenge gegen sich aus. Voll von dem zuversichtlichsten und blindesten Vertrauen, fehlte ihm daher auch die Vorsicht des wahren Weisen gänzlich; er vermied die Gelegenheiten nicht genug, welche die fürchterlichen Klippen sind, an denen wir mehr als einen unserer philosophischen Helden haben scheitern sehen.

Dieser Charakter, der beym ersten Anblike so widrig scheint, war unter so vielen anmuthigen Dekken verborgen, daß der Ritter gesucht, geschmeichelt und gepriesen wurde. Dabey war er ein Lobredner der Freundschaft, die ihm als eine anständige Leidenschaft des menschlichen Herzens vorkam; und er trachtete nach nichts mehr, als nach einem Freunde.

Der Marquis **Preminville**, mit **Selinval** fast von einerley Alter, hatte, bey eben so gründlicher Urtheilskraft und eben so lautern Tugenden, nicht so viel Ausgezeichnetes in seinem sittlichen Charakter; er zog die stille Sittsamkeit dem Aufsehen vor, das selten von Eigenliebe leer, fast immer misfällig, und oft anstößig ist. Fern von aller Vermessenheit gestand er freymüthig, daß man bey allen noch so festen Grundsäzzen für sich nicht gutsagen könne, und daher mit den Leidenschaften sein Gespötte nicht treiben müsse; er begreife auch leicht, sezte er hinzu, daß die Liebe, so wie sie oft die Quelle vieler grausamen Prüfungen sey, eben auch zu unserm Glüke beytragen könne. Dies wollte ihm **Selinval** nicht gerne einräumen: beyde lagen darüber in einer Art Streite, welcher die Neugierde nothwendig auf sich zog, weil beyde ihre Vernunft und ihren Verstand schimmern ließen.

Unbeschadet dieser Verschiedenheit in der Art, wie sie von der Liebe dachten, benuzten doch beyde die Gelegenheiten, einander näher zu kommen, und wurden endlich die vertrautesten und herzlichsten Freunde. Gleichheit des Standes, Aehnlichkeit in der Laune, im Geschmake, knüpften, troz etlicher Unterscheidungszüge, diese Bande immer fester zusammen.

Die beyden Freunde wurden endlich unzertrennlich; das Gerücht von ihrer Freundschaft lief vor ihnen überall her, wohin sie ihr Kriegsdienst berief. Blos von **Selinval** und **Preminville** wurde gesprochen. Man stellte sie den jungen Personen, denen man einen Begriff von der unwandelbaren Anmuth der Freundschaft beybringen wollte, zum Muster auf.

Familienangelegenheiten nöthigten dieses so vertraute Paar zu einer Trennung, welche ihnen die ganze Macht der Zärtlichkeit empfinden ließ; sie schwören sich eine ewige Freundschaft, und versprechen einander, sich wieder zusammen zu finden, so bald ihre Umstände es verstatten; sie konnten nicht mehr ohne einander leben. Sie scheiden endlich. Häufige Briefe nährten die Wärme dieser Freundschaft, die ein Wunder unseres Zeitalters war; sie beschwerten sich über die Langsamkeit der Posten; und sie würden, wenn die Luftschiffahrt schon damals erfunden gewesen wäre, mit Freuden die Vortheile einer so glüklichen Erfindung benuzt haben.

Selinval empfängt einst folgenden Brief von **Preminville**: „Jauchze, Freund, weil mein Glük das „deinige seyn muß. Drey Meilen von meinem Schloße „habe ich einen Schatz von Schönheit, von Anmuth, „von Tugenden, einen Engel entdekt, der absichtlich, wie „ich glaube, vom Himmel hernieder gekommen ist, um „mich der Vernunft zu berauben. Es ist Fräulein „von ***, die Tochter der Gräfin ***; ihr Vater starb „vor etlichen Jahren in Kriegsdiensten: sie lebt mit „ihrer Mutter in einer Art Einsiedeley — — — — die „sie zum Paradiese umschafft. Du sprichst so viel wi-

„der die Liebe! eile, eile in meine Arme: du sollst „das Wunder kennen lernen; du wirst dich zu ihren „Füßen schmiegen; und ich werde das Vergnügen ha„ben, meinen Philosophen beschämt, und gedemüthi„get zu sehen; ihn förmlich wiederruffen, und mit „lauter und vernehmlicher Stimme bekennen hören —— „daß die Liebe —— —— Freund! —— die höchste „Glükseligkeit sey! Doch das ist nicht alles: geschwinde „eine Gratulation: dieses anbetenswürdige, bezaubern„de, entzükkende Wesen wird — meine Gemalin: ich „werde sie besizzen, sie heyrathen, sie wird in meinen „Armen, in meinem Herzen seyn, so bald ich mit mei„nem Bruder einen gewissen Vergleich, unser Vermö„gen betreffend, geschlossen haben werde, und du glaubst „mir gern, daß ich alles nicht geschwind genug einge„hen und unterschreiben kann was mir den Besitz mei„ner theuersten *** sichert? Was ist Reichthum bey „Fräulein ***, was die ganze Welt? — — — Eile „also, um meine Trunkenheit mit mir zu theilen: „blos deine Gegenwart fehlt der Fülle meines Glüks. „Komme. Ich erwarte dich.„

Selinval nahm die Einladung an. Vielleicht mischte sich zu den Freundschaftstrieben auch noch die Neugierde. Wer ist denn das Wunder der Schönheit, sprach er bey sich, das über **Preminville's** Seele so viel vermocht hat? Wäre es möglich, daß ein Frauenzimmer diese Macht hätte!

Der Ritter macht schleunige Anstalten zu seiner Abreise: endlich ist er auf dem Wege, der ihn auf das Landgut des Marquis führt.

Fräulein von ***, die ich Sophie nennen will, war ein Inbegriff von Reizen, deren Vorstellung kaum möglich ist, weil die Gabe zu gefallen unendliche Annehmlichkeiten enthält, die sich besser empfinden, als schildern lassen. Das Verhältnis, das Regelmäsige in den Zügen läßt sich zwar zeichnen, aber das Hinreissende, das Belebende, das Bezaubernde, welches die Seele in Bewegung sezt, und aus aller Fassung bringt, unter welchem Bilde läßt sich das darstellen? Nur das Anschauen derjenigen Person, welche dieser mächtigen Wirkungen Schöpferin ist, kann dem Gemälde die anziehende Kraft ertheilen, die es haben soll. Dieses Fräulein, welches der Ruhe eines jeden, der sich vor den Fallstrikken der Liebe bewahren wollte, fürchterlich war, verband mit diesen verführerischen Mitteln ein offenes natürliches Wesen, und eine Treuherzigkeit, wodurch die Bezauberung noch zunahm. Anders lassen sich die siegreichen Eindrükke, welche Fräulein von *** machte, nicht nennen; also kein Wunder, daß Preminville gefeßelt wurde. Ueberdies scheint die Schönheit auf dem Lande noch mehr Gewalt, als unter dem Geräusche der Städte zu haben. Die Fluren, die ländliche Einsamkeit machen sie gleichsam zu einer Gottheit die heilige Ehrerbietung einflößt; und eben in solchen Gegenden ist die ächte Liebe von je her zu sehen gewesen.

Selinval hat die Arme des Marquis erreicht: kaum hat er Zeit, ihm die Freude über sein Wiedersehn zu betheuern: —— Selinval .... Selinval, du mußt meine Zauberin kennen lernen .... ich habe

dich schon gemeldet: man erwartet dich. Deine Philosophie mag sich immer rüsten: niedergefallen Freund, und laut gestanden, daß meine Sophie zur Gesetzgeberin der ganzen Welt geschaffen sey. —— Marquis, du machst es ärger, als irgend einer unserer Liebeshelden neuerer Zeiten. Doch laß uns mit Ruhe von unserer Sache sprechen: es betrifft deine wichtigsten Angelegenheiten, deine Glükseligkeit.

Der Ritter versucht die vernünftigsten, nachdrüklichsten Vorstellungen; wenigstens drang er auf eine Prüfung. —— Ich, Freund, ich Anstand nehmen! es ist ausgemacht, beschloßen: ich heyrathe das Fräulein von ***; die Mutter williget in diese Verbindung, die nicht zu bald erfolgen kann. Nicht einen Tag verschiebe ich sie: ich zähle Stunden und Minuten. Mein Leben, ja, mein Leben hängt davon ab.

Selinval geht auf das Schloß der Gräfin von ***; er hat Sophien gesehen, und ein Blitzstrahl hat sein Herz getroffen. Doch, er besinnt sich auf seine Standhaftigkeit, oder eher auf seinen Stolz, und ist sich seiner noch mächtig genug, daß er sein Gefühl verbirgt.

Kaum haben die beyden Freunde das Zimmer der Gräfin verlassen: Nun, wie ist's, —— Ritter, habe ich dich getäuscht? ist es nicht das hinreißendste Frauenzimmer, eine Göttin, die ich anbete? Rede, sprich; — nun so sprich denn! bekenne deine Niederlage, deinen Fall .... Gegen diese Liebe, der du so höhnisch spottetest, kommst du mir nicht sehr standhaft vor. So geht

es mit unseren Philosophen. Ha, ha! du willst die erlittene Schlappe nicht Wort haben.

Selinval muß allen seinen Verstand zusammenraffen, um Preminville's Spöttereyen abzutreiben; seine Vertheidigung war nicht so muthig, wie man es hätte erwarten können. Eine heimliche Verlegenheit leuchtete aus der Unterredung hervor. Er sagte stotternd: und . . . diese Heyrath . . . . soll bald vollzogen werden? . . . Man liebt sie . . . . . kein Zweifel . . . —— Mein Antrag hat nicht misfallen, das schmeichle ich mir . . . . Fräulein von *** hat keinen Widerwillen geäußert, ihrer willigen Mutter zu folgen, die meine Erklärung zuerst angenommen hat; die Sittsamkeit verbietet ein Geständniß . . . . das ich errathen zu haben glaube . . . . dieses schüchterne Schweigen kleidet die Eingezogenheit . . . . das Alter der Sophie . . . . und überdies, lieber Ritter, meine heftige Liebe . . . sollte die nicht durch Gegenliebe erwiedert werden?

Preminville, voll der heftigsten Liebe, hörte nicht auf. Endlich kommt die Stunde, da dem Selinval sein Schlafgemach angewiesen wird.

Nun ist er allein. Er blikt auf allen Seiten umher, und scheint zu befürchten, daß man ihn belauere; selbst sein Schweigen könnte Verdacht erregen. Er scheut sich sogar, einem Spiegel nahe zu kommen, der ihm eine Art Gesellschaft anbot. Vom Harme entkräftet, wirft er sich auf seinen Stuhl, stößt einen Herzensseufzer aus, steht hastig auf, geht mit schnellen

Schritten auf und nieder, die Augen bald zur Erde gesenkt, bald zum Himmel erhoben; murmelt zwischen den Zähnen einige, ihm selbst unverständliche Worte; alles verkündiget den heftigsten Sturm seiner Sinne.

Der Marquis, welcher sich von **Selinval** keines Besuches versah,, machte sich auf, und überfiel ihn im Bette: — Um Verzeihung, Ritter, ich spiele die Rolle des Dreisten .... Die Verliebten durchbrechen alle Schranken: ich entreiße dich dem lieblichen Schlafe: mir macht ihn die Sehnsucht nach der Erfüllung meiner Wünsche unmöglich .... Also hältst du das Fräulein von *** der Feßeln würdig, die sie der Freyheit anlegt? Laß uns von ihren Reizen, von ihrer Anmuth, von ihrer Herrschaft reden, die sie über jeden hat, der sich ihr nähert. Mit welcher Freude habe ich aus deinem ganzen Betragen deine Rechtfertigung meiner Wahl gemerkt! Du kannst dein Herz nicht verleugnen: ich habe es immer einstimmig mit dem meinigen erfunden .... Gesteh' es, lieber **Selinval**, daß ich der Beglükteste unter den Menschen seyn werde. ... Doch, ich will auch, daß du der Freund meiner Frau seyst, nicht aber nach dem Verstande der Welt. .... — Der Ton, lieber Marquis, ist unrecht angebracht: ich glaube nicht, es je zu verdienen, daß ich unter die Treulosen gesezt werde, denen man mit offenbarer Verachtung begegnen muß .... **Preminville**, sie kennen meine Gesinnung: Betheuerungen sind hier Ueberfluß; wir können sie beyde ersparen. ... Ja, das Fräulein ist sehr liebenswürdig .... — Bist sehr haushälterisch mit deinem Lobe, Ritter: sehr liebens-

würdig? das anbetungswürdigste Frauenzimmer, ein himmlisches Wesen .... und .... ihre Tugenden werden ihren Reizen gleichen .... sie hat eine auserlesene Erziehung bekommen; kurz .... ich erwarte ein überschwenkliches Glük.

Die Geistes-Anmuth des Ritters nahm Tag für Tag ab; wenn er mit dem Marquis die beyden Damen besuchte, so kam er mürrisch und tiefsinnig vom Schloße zurük; zuweilen äußerte sich in ollen seinen Gliedern ein Zittern; er sah seinen Freund starr an, und dann brach er in ein tiefes Stöhnen aus.

Selinval erforschet endlich sein Herz: —— was fühle ich? ... was spüre ich? .... Wollte ich mich um die Frucht meiner Grundsäzze bringen, die man allgemein kennt, und auf welche ich mit Recht stolz gewesen bin? ... Und .... überdies ist es ausgemacht, daß Preminville im Begriffe steht, ihre Hand zu erhalten. ... Mein Freund! .... Gott! was sagt mir dieser Name! was legt er mir auf! und ich .... der ich immer mit meiner Verachtung aller Zauberkünste der Liebe geprahlt habe! ... ich, der die Freundschaft pries, nach der Ehre geizte, das Muster der Freundschaft zu heißen ... ich! ... ich! ... Stille! mir fällt etwas ein; ein sicheres ... ja, ein zuverläßiges Mittel .... ergreife sie beherzt, diese Waffen, die einzigen, die mir übrig sind!

Der Ritter sucht den Preminville auf: — Unumgänglich nothwendige und unversehene Geschäfte entreissen mich einer mir theuern Gesellschaft .... Mar-

quis .... Ich muß Sie schlechterdings verlassen. . — Nein, Selinval, nein, das darfst du nicht, zu einer Zeit, da ich deiner Freundschaft bedarf. Ich habe Briefe erhalten, die mir die Nothwendigkeit auflegen, mich auf etliche Tage von dem Fräulein zu trennen. Ich habe Ihnen gesagt, daß meine Angelegenheiten mich zwingen, einen Besuch bey meinem Bruder abzulegen: wir haben uns über gemeinschaftliche Dinge auszugleichen. Ein Bekannter, dessen Vermittelung uns beyden angenehm seyn muß, will mich begleiten, und ich kann meine Abreise keinen Augenblik verschieben. Also hoffe ich, daß mein Freund meine Stelle bey der Gräfin und ihrer Tochter ersezzen wird ... — Ich! ... Preminville! ... — Ihnen ist bekannt, daß Abwesenheit oft Nachtheile hat. .. Feinde, und wer hat die nicht? Nebenbuhler haben alsdann gewonnenes Spiel. ... Wenn man liebt, ist man immer furchtsam, ängstlich; kann ich einen treuern Vorsprecher als dich wählen, der ihr meine Gesinnungen besser schildere? Ja, in dir wird die göttliche Sophie mich sehen, mich hören .... du ... du wirst für mich wachen und mich schüzzen ... — Marquis, um der Freundschaft willen ... verschonen sie mich damit ... ich beschwöre sie ... die Schwachheit ... denken sie! .... könnten sie nicht zu fürchten haben! .... — Ich, einen so bewährten Freund fürchten! der geringste Verdacht ... der bloße Gedanke würde mir Beleidigung seyn ... — Preminville .... hören sie ....

Der Ritter wollte sich vielleicht erklären, das Geheimniß, das seine Seele bekümmerte, aufdekken: ein

Bedienter unterbrach sie, mit einer Anrede an den Marquis: — Gnädiger Herr, der Herr Baron von *** wird ungeduldig; es ist alles bereit; er bittet sie nicht länger zu verweilen ... — Ein Wort, Preminville ... ich bitte inständig! .... ich muß ihnen .... — Freund, ja kein Weigern. Du liebst mich: kennst die Vorschriften der Freundschaft .... umarme mich ... bedenke, was ich dir aufgetragen habe .... du kannst die Gräfin und ihre Tochter nicht zu oft besuchen; sprich mit ihnen beständig von mir, besonders mit Sophien von meiner Liebe ... von meiner Sehnsucht, sie an das Altar zu führen .. Auf Adlers-Flügeln eile ich zu ihren Füßen zurük ... Lebe wohl! Ich gehe .... Preminville kommt nochmals wieder: — Nimm ja meine ganze Seele, all mein Entzükken an .... Meine Geliebte und mein Freund werden meine höchste Glükseligkeit seyn ... Nun, lebe wohl, Ritter ... lebe wohl! ich vertraue deinen Händen mein Leben.

Welcher Schlag, welcher Schlag für Selinval! er hat einen Blik in sein Herz gethan, und es ist ihm unmöglich, sich länger zu verheelen, daß ihm das Fräulein eine Leidenschaft eingeflößt hat, die seine Todesmarter seyn wird. Welche Stürme steigen in der Seele auf, denen sie trozzen, die sie unaufhörlich bekämpfen soll! Dieser Unselige sieht sich zwischen einem doppelten schauderlichen Abgrunde. Giebt er der Liebe nach, die in ihm wüthet, so wird er sich selbst ein Greuel: dämpft er sie, so muß er die grausamsten Quaalen leiden. — Noch ist es Zeit, unglüklicher Selinval!

noch bist du kein Missethäter! fort von hier! Ich will dem Marquis alles schreiben . . . alles was ich fühle, was er nicht hören wollte, ihm mein Herz öffnen, mein ganzes Herz, es ihm ohne Vorbehalt zeigen, ihm entdekken, daß ich nicht mehr der beschrieene Philosoph bin . . . . daß die Liebe . . . ach! daß sie mich verzehrt! mich zernagt! . . . daß mir blos der Tod übrig bleibt . . . . .

Er läuft auf einen Tisch zu, ergreift die Feder, hat schon etliche Zeilen geschrieben . . . . — Was thue ich? was thue ich? mich so zu entehren? mich um die Freundschaft, mich um die Achtung des Marquis zu bringen, er, der mich unfähig glaubte, mich je von einer Schwachheit niederbeugen zu lassen! Ich werde mich schänden durch ein Geständniß . . . . das mich mit Schmach und Schimpf beladen wird . . . Kein Zweifel . . . . Nein, diesen Vorzug soll Preminville über mich nicht haben. Bey mir muß ich Hülfe zu meiner Beherrschung suchen; in mir werde ich Kraft zur Beruhigung finden . . . . dabey bleibt es . . . . . Keine Aufdekkung . . . . schon Schande genug vor meinen eigenen Augen.

Selinval zerreißt den angefangenen Brief. Einen Augenblik darauf: — Keine Nachsicht mit einem Gefühle, das erstikt werden muß. Ich falle auf ein Mittel, das mein sicherer Beschirmer seyn soll . . . . wenigstens wird es mich für dem größern Verbrechen bewahren . . . . für dem abscheulicheren! . . . Die Gegenwart dieser Zauberin herzhaft vermieden! . . . . sie nicht gesehen, die fürchterliche, dem Umgange des Fräu-

leins ausgewichen! eine Krankheit vorgeschüzt! .... mit diesem so unschuldigen Kunstgriffe den Marquis bethört ... also bin ich endlich in dem Nothfalle, das Zutrauen zu verrathen ..... Geheimniße vor der Freundschaft zu haben! ach! Unglüklicher! Unglüklicher! und bist ihrer vor dir selbst nicht mächtig!

Selinval entschloß sich wirklich, unter dem schreklichsten Kampfe, die Gräfin und ihre Tochter nicht mehr zu besuchen; doch versäumte er die Pflichten der Höflichkeit nicht. Er ließ ihnen mit Frohlokken über seine Entschloßenheit, die vorgeschüzte Unpäßlichkeit melden, die ihn der Freyheit beraube, ihnen aufzuwarten.

Dem Ritter begegnete, ohne sein Wissen, ein noch größeres Unglük, als das war, daß er das Fräulein liebte: Er wurde von ihr geliebt. Sophie war bey seinem Anblike vom nemlichen Pfeile und eben so heftig verwundet worden. Es mußte sich fügen, daß der Ritter unter dem Bilde in ihre Seele drang, das sie schon so mächtig beherrschte. Wenn Preminville in Gesellschaft seines Freundes auf das Schloß kam, so blikte sie auf den Lezten, sprach mit ihm zuerst. Selinval hatte diese, in der Aufkeimung der Leidenschaften so wichtigen Wahrnehmungen übersehen. Das Fräulein selbst hatte sich über diese gebieterischen Eindrükke nicht befragt: alles, was sie sich vielleicht sagen konnte, war, daß sie sich nach der Vermählung mit dem Marquis wenig sehnte, und ihre Hand lieber dem Ritter gegeben hätte; das war alles, was ihr ihre Tugend sehr deutlich zu fühlen erlaubte.

Mit welcher Lebhaftigkeit enthüllt sich dies Gefühl, da Sophie vernimmt, daß Selinval sie nicht mehr besuchen werde, daß er krank sey! — Ist er krank, rief sie aus, und sprach zum Bedienten: sag er ihm ja, daß uns sein Zustand sehr nahe geht, und, rief sie ihm beym Weggehen nach, unterlaß er nicht, mein Freund, seinem Herrn zu berichten, daß ich meine Wünsche für seine schleunige Genesung mit den Wünschen meiner Mutter vereinige.

Der Bote erstattet seinen Bericht Wort für Wort. Auf einmal fällt ein Lichtstrahl in Selinval's Seele: — Wäre es möglich? .... die schöne Sophie nicht gleichgültig .... Himmel! weg mit .... ein noch traurigeres Blendwerk .... in welche Falle lasse ich mich lokken? ach! lieber geglaubt .... ich weiß es sicher, bin überzeugt: nie hat sie sich mit einem Blikke, mit keinem einzigen Blikke bey mir verweilt: den Marquis liebt sie, den soll sie lieben, der soll ihr glüklicher Gatte seyn .... Selinval, bedenke wohl: noch hast du dich mit keinem Verbrechen beflekt; zittere: noch einen Schritt weiter, und dein Fall ... ist entschieden. Du wärst der nichtswürdigste, der abscheulichste Mensch.

Welchen Ausgang wird dieser so feste, so muthige Vorsatz nehmen? Man meldet die Gräfin und ihre Tochter beym Ritter an; sie treten herein. Mein Herr, sprach die Mutter, wir kommen, um unser Urtheil über ihre Krankheit durch uns selbst zu fällen. Wenn ihnen, bey der Abwesenheit des Herrn von Preminville, unsere Dienste ersprieslich seyn können, so reden

sie; wir werden uns beeifern, ihnen die Pflege zu thun, die sie von ihrem Freunde erwarten würden; und Sophiens Augen sezten dem Anerbieten Gewicht zu.

Die Wirkung dieses unversehenen Besuches läßt sich schwerlich schildern. Der Ritter stammelte gebrochene Worte, und heftete seine Blikke, seine ganze Seele auf den Gegenstand, den er kurz vorher auf ewig zu meiden entschloßen war. Man geräth in ein Gespräch. Nie hatte sich das Fräulein schöner, und vortheilhafter gezeigt; nie hatte der Ritter weniger Anmuth, nie weniger Lebhaftigkeit des Geistes gezeigt. Wie hoch stieg seine Verwirrung, da er folgende eindringende Worte aus einem Munde vernimmt, aus welchem Zaubergefühl athmet: — Machen sie ja bald, Ritter, daß sie wieder gesund werden, damit sie uns je eher desto lieber besuchen; wissen sie wohl, daß sie uns in unserer Einsiedeley unentbehrlich geworden sind? . . . So was sagt man nicht, meine Tochter, unterbrach die Gräfin das Fräulein . . . . Sie werden sie entschuldigen: es ist ein Kind.

Endlich scheidet die Gesellschaft. **Selinval** ist allein; was, allein? er ist noch immer bey dem Fräulein, ob sie gleich auf dem Wege nach ihrem Schloße ist. In seiner Seele verbleibt sie samt ihren Reizen; er sieht, er hört sie; er hört sie die Worte sagen, die in seinem Herzen nie verlöschen werden: **Sie sind uns in unserer Einöde unentbehrlich geworden.** Ist es auch wahr? Bethöre ich mich nicht? angebetete **Sophie** . . . . diese Worte . . . . sind die ihrigen, ihre ganz eigenen Worte. O überschwenglich glüklicher

Selinval! wenn dieser göttliche Gegenstand . . . ein solches Ende wird also meine Entschließung nehmen! Ein unüberwindliches Verhängniß sollte über unsern Willen, über unsere Tugenden schalten? und ihm sollte ich nachgeben! ach! Gott! Gott! zu was soll ich mich entschließen! ich armer! . . . ich bin im Pfuhle! Preminville, komme wieder! komme wieder! . . . . noch habe ich dein Herz nicht durchbohrt . . . ich der Meuchelmörder meines Freundes! . . fort . . . fort aus dieser traurigen Gegend! Mich finde die Nacht nicht mehr in dieser Stätte! . . . Der Marquis wird . . . über eine so schleunige Abreise . . . . allerley Ausle- gungen machen. Mag er! so habe ich ihm doch nicht den Dolch in die Brust gestoßen, und mit der Zeit . . . . werde ich ihm die Gründe meiner Flucht ent- dekken, und er wird nicht anders als mich loben kön- nen . . . . Fort! fort!

Der Ritter ruft seinen Bedienten, befiehlt ihnen, Anstalten zur Reise zu machen, dessen sie sich nicht ver- sahen: sie suchen es ihm auszureden. Er bleibt da- bey. Selinval verläßt den zu gefährlichen Aufent- halt. Er geht aus seinem Zimmer, den Hof ängstlich auf und ab, und kömmt eben so ängstlich wieder. End- lich sind die Postpferde da; Selinval will einsteigen: ein Bedienter der Gräfin läßt sich melden, und händi- get ihm ein Billet von ihr ein:

„Wofern ihr Zustand es ihnen verstattete, so wollte „ich sie bereden, zu uns zu kommen: wir werden „sie auf das sorgfältigste verpflegen. Meine Toch- „ter ist eben jezt von einem starken Fieber befallen

worden,

„worden, und wir hätten Gesellschaft nöthig: die „ihrige wäre uns die angenehmste.„

Selinval ändert seinen Vorsatz schnell: die Postpferde werden zurük geschikt, oder vielmehr er bedient sich ihrer, um dem Schloße der Gräfin zuzueilen: alle Fibern haben ihren Ton wieder; er ist ein anderer Mensch, der von stürmischen Gedanken beunruhiget und von tausend verschiedenen Anfechtungen bestritten wird. Er hat die verderbensvolle Wohnung seiner Zauberin erreicht.

Sophie hatte das Bette verlassen; sie saß neben ihrer Mutter, und das Verlangen, der Gegenwart des Ritters froh zu werden, hatte sie zu dieser Unvorsichtigkeit vermocht. Der Bediente hatte seiner Herrschaft alles genau berichtet, nämlich Selinval's Reiseanstalten. Mein Herr, sagte die Gräfin, was habe ich vernommen? sie wollten uns verlassen! . . . und waren doch unpaß! Wie, rief das Fräulein, mit einer ausserordentlichen Bestürzung, der Ritter wollte die Gegend verlassen, ohne von uns Abschied zu nehmen? Und . . . . was lag ihnen denn so am Herzen, das sie auf diese Art forttrieb? So was sieht ja einer Flucht ähnlich, versezte die Mutter. — Getroffen, gnädige Frau; ja, ich flüchtete . . . . ich wollte nach Paris wegen einer Angelegenheit, die eine so plözliche Reise erfoderte: die Gräfin fuhr fort: — warten sie wenigstens die Wiederkunft des Marquis ab; sie werden uns doch nicht allein lassen. — Meine Mutter hat recht, mein Herr; es würde sich für sie nicht schikken, uns diesen kleinen Aufschub zu versagen.

So sprach Sophie, gleichsam bittend; der Ritter sahe sie an, und es ward ihm unmöglich zu widerstehen; er gelobt also alles an; er will bleiben und warten, bis der Marquis wieder kommt.

Selinval will der Sophie bezeugen, wie sehr ihn ihre Unpäßlichkeit bekümmere, während ein Bedienter der Mutter von einem gegebenen Auftrage Bericht erstattet. Das Fräulein unterbricht ihn mit dem gefühlvollen Tone, der so schnell zu Herzen dringt: — Sollten sie an meinen Gesundheitsumständen Theil nehmen? Dies schoß dem unglüklichen Selinval wie ein Feuerstrahl in das Herz. Ein neuer Umstand ruft die Gräfin auf etliche Augenblikke in ein Nebenzimmer. Der Ritter, in dessen Kopfe diese paar Worte, die der Sophie entfallen waren, eine völlige Verwirrung angerichtet hatten, sucht seine Unruhe zu verbergen, und sich wieder zu faßen. Er fängt endlich an von seinem Freunde, und von dem ihm bevorstehenden Glükke zu reden. Das Fräulein stößt einen tiefen Seufzer aus, nimmt eine vertraute Mine an, sieht sich immer um, ob die Mutter wieder komme, und sagt: ich habe einen großen Kummer! .. Sie? Kummer, Fräulein? Ist die schöne Sophie geschaffen, um sich ihr Leben mit Kummer zu vergiften? Sie? das Opfer des Grams? . . . Sie? zu einer solchen Sprache genöthiget . . . . Ich werde Niemanden damit beschweren, mein Herr: allein . . . . dafern ich es Ihnen sagen darf . . . . diese Heyrath ist mir fürchterlich . . . . — Was höre ich, Fräulein! Sollten Ihnen die Wünsche des Marquis . . . . misfallen? — Diese Verbindung

ist das Werk meiner Mutter . . . . mein Herz . . . . Ritter . . . ich bin sehr zu beklagen, sagte sie; starrte mit ihren schönen Augen den Ritter an, und seufzete.

Bey dieser Rede trat die Gräfin mit zwey Damen von ihrer Bekanntschaft herein; die Unterredung fiel auf allerley Dinge, die mit dem, was in den beyden Seelen vorgieng, die sich nach Mittheilung sehnten, keine Verwandschaft hatten.

Der Ritter hatte seine Wohnung wieder erreichet; er ließ alle seine Bedienten beyseite gehen, und verbot, ihn durch nichts zu stöhren, es möchte betreffen, was es wolle.

Selinval war gleichsam ganz weg, ohne Macht und Kraft; seine Seele in der äußersten Anspannung. Im schwermüthigen Nachdenken entfallen ihm diese Worte: — Der Marquis wird nicht geliebt! . . . . und . . . . wen mag sie lieben? ihre Blikke . . . . ihr ganzes Betragen . . bethöre ich mich? . . . sie hat geseufzet . . . und . . . ihre Augen schienen die meinigen zu suchen . . Vielleicht bin ich diesem reizvollen Gegenstande nicht gleichgültig, der so viele Gewalt über mich gewonnen hat! **Sophie**! göttliche **Sophie**! . . . befriedige ich auf diese Art die Pflichten der Freundschaft? Habe ich, da ich von **Preminville** redete, meiner Rede die Wärme gegeben . . . die ich ihm schuldig bin? mußte ich nicht meine Stimme zu seinem Vortheile mit Nachdruk erheben? mußte ich nicht sein Herz ausschütten? . . . Strafbarer! Du fröhntest dem deinigen! läßt dich von der verbrecherischen Liebe verzehren . . . . Welches

traurige Verhängnis hat mich in diese Gegend verleitet! Wie! ich sollte nicht die Macht über mich haben, ein schrekliches Verbrechen zu vermeiden . . . ich bin im Begriff, im Begriff es zu begehen! . . . Nein, Sophie, nein, grausame und zu theure Tyrannin, so weit sollst du meine Vernunft nie beherrschen! . . ich werde dich sehen, aber um mich der Freundschaft zu opfern, um die Leidenschaft eines Freundes zu verkündigen, und nicht, um der meinigen, der niedrigsten Verrätherey, nachzugeben! Ja Marquis, dein soll der Sieg seyn, du sollst die Oberhand behalten. Mag ich doch alsdenn Todesmarter erleiden; wenn ich nur meine Ehre gerettet, meine Schuldigkeit befriediget, und alles für die Freundschaft gethan habe . . . . mein lezter Hauch soll dir, Preminville, sagen, wodurch mein Leben vergiftet, wodurch ich ins Grab gestürzt worden bin; du wirst mich beklagen, wirst mich desto mehr lieben; ich werde dein Mitleiden, deine Achtung, und die meinige, die meinige, ... deren Verluste ich nahe bin, mit in die Gruft nehmen . . . . ja, ich bin entschloßen, meinem Freunde auf Kosten meiner Hofnung zu dienen.

So bethört sich das menschliche Herz. Selinval hatte in seiner Verwirrung die Augen nur Einmal geöffnet, da er die Urheberin dieses großen Kampfes zu fliehen suchte, da ihn die schleunige Abreise auf immer von Sophien entfernte. Jezt kapitulirte er mit einem Feinde, der nur durch Flucht zu bezwingen ist. Mentor will den Telemach der giftigen Bezauberung entreißen, die er in der Insel der Calypso einathmet: er stößt ihn ohne Barmherzigkeit in die Wellen.

Unschlüßig und schwankend zwischen dem, was er hätte thun sollen, und dem, dessen Ausführung ihm bald unmöglich wurde, überläßt sich der Ritter dem gefahrvollen Vergnügen, die Gräfin oft zu besuchen, und alle seine Sinne saugen Verderben ein.

Als eines Tages die Gräfin eine zahlreiche Gesellschaft bey sich hatte, die sie in ihrem Schloßgarten bewirthete, führte ihn das Ohngefähr zu Sophien. Voll von Freude über die Herrschaft, die er über sich selbst spürte, bestrebte er sich, der Dollmetscher eines Freundes zu seyn . . . — Vergebens, mein Herr, unterhalten Sie mich mit den Verdiensten des Herrn von Preminville, dem ich lauter Gutes, lauter Tugend zutraue; ich spreche ihm sein Annehmliches gar nicht ab: allein, liegt der Fehler an mir, wenn mein Herz . . . sie hielt ein und sahe den Selinval an. Ach! mein Herr . . . wie gesagt, ich bin sehr unglüklich! ich hatte in diese Verbindung gewilliget . . ich weiß nicht . . damals . . . immerhin, meine Mutter mag über meine Hand gebieten . . . . ich werde den Marquis heyrathen . . . und . . . dieser Verbindung wird mein Tod folgen . . . — Sie weinen, schöne Sophie! — Ach! möchten diese Thränen die lezten seyn, die ich zu weinen habe! . . . man versteht sie nicht! . . .

Und eiligst verläßt das Fräulein den Ritter und kehrt zur Gesellschaft.

Wer vermag die mannichfaltigen Regungen zu erklären, die sich in Selinval's Seele erheben? und welche neue noch grausamere Prüfung war ihm von dem Verhängniße aufbehalten worden!

Am nämlichen Abende hatte er sich in einen der dunkelsten und einsamsten Gänge des Gartens vertieft: ihm dünkt, daß er hinter einer Hekke zwey Personen zusammen reden höre: seine Neugierde, oder sein Unstern vielmehr, treibt ihn näher: ihm ist, als vernehme er die Stimme des Fräuleins, und folgende Worte: „Ja, „werthe Eugenia, vor dir habe ich keine Geheimniße, „das ist dir bekannt; du hast mich erzogen; nach meiner Mutter muß ich dich am meisten lieben: also vertraue ich dir mein ganzes Herz. Da Herr von Preminville sich bey uns meldete, und meine Hand begehrte, misfiel mir, ich muß es gestehen, sein Betragen nicht: ja, er war mir lieber, als etliche andere „Partien, die man mir antrug. Aber ach! Eugenia, „warum muß der Marquis einen Freund haben! . . . „Du begreifst mich. Von Stund an ist das der Gemal, „den mir der Himmel zugedacht hatte!“

Bey diesen Worten hatten die Ankunft zweyer Damen Sophiens Unterredung mit ihrer Vertrauten gestöhrt.

Was hatte Selinval erfahren? Er kann nicht mehr zweifeln: er wird geliebt, und von wem? . . . . Nun sieht er nichts weiter, als Sophien; und Preminville, . . . der wird ganz vergessen.

Ohne die Zwischenkunft der beyden Damen, wäre der Ritter zugesprungen, und hätte sich dem Fräulein zu Füßen geworffen, hätte ihr das Uebermaas, das ganze Entzükken einer Inbrunst, die er nicht mehr bekämpfen kann, offenbaret, geschildert. Ich werde geliebt, wie-

derholte er sich hundertmale! ich werde geliebt! Ach! **Preminville**, du bist strafbar: warum hast du mir die göttliche Sophie kennen gelehret? warum verschobst du es nicht, bis auf die Zeit, da Gesezze und Himmel sie deinen Armen überliefert hatten? Dann . . . war sie deine Frau; mir alle Hofnung untersagt; ein Hinderniß, ein unüberwindliches Hinderniß zwischen uns beyden . . . Nun ist sie noch frey; ihr Herz ein Gut, das du noch nicht genießest . . . . es steht in ihrer Macht darüber zu schalten . . . . und . . . . ich sollte dir es aufopfern! . . . Marquis, verlange mein Leben, verlange es tausendmal: aber dir meine Liebe zu opfern, da die anbetungswürdige Sophie die nämliche Neigung fühlt! . . . . Nein, **Preminville**, nein, so weit soll mich die Freundschaft nicht verblenden! dies wäre kein Trieb der Tugend: Unmenschlichkeit wäre es gegen das anbetenswürdigste Frauenzimmer! Sie in deine Arme führen, heißt ihr den unfehlbaren Tod verursachen: ja, ich fühle es! tausendfache Quaalen würden mein Herz zerfleischen, Verzweiflung würde mich tödten, wenn ich je in andern Armen, als der Sophie ihren, seyn sollte! . . . und was hindert mich, ihr meine Hand anzubieten! . . . . Was dich hindert, niedrigster, abscheulichster Mensch? was dich abhält? dich schlechterdings abhalten soll? wie! vergißst du, vergießst du das Gut, das dir die Freundschaft anvertraut hat? vergißst du ihre Befehle, die Gebote der Ehre, der Menschheit, die du jezt kränkest, die du durch den schwärzesten Verrath der strafbaren Liebe opfern willst? durchbohre eher dein Herz, und stirb, ohne die Schande deiner Existenz offenbart zu haben. Auch dein Andenken verschone mit

dieser entehrenden That: man erfahre nie, daß Selinval Willens gewesen ist, seinen Freund zu morden; denn ich kann mir nicht verheelen, daß ich in Preminville's Busen den Tod bringe, so bald mir ein einziges Wort entfährt, und so bald Sophie von meiner unseeligen Leidenschaft unterrichtet wird, über die ich nie siegen werde! . . . Was! habe ich nicht sterben gelernt? der Tod ist dem lästigen Leben, dessen Bürde mir droht, vorzuziehen.

Selinval giebt seiner Schwachheit nach, indem er sich angelobt, sie zu bekämpfen: er kehrt ohne Unterlaß zu den Füßen seiner Verführerin zurük; alle seine Entwürfe, sein Muth, seine hohe Tugend, seine Heldengesinnung werden von einem einzigen Blikke des Fräuleins vernichtet.

Der Ritter trachtete nach einer Gelegenheit, sie unter vier Augen zu sprechen: diese Gelegenheit bietet sich an; Sophie geht im Garten allein spazieren; er eilt ihr entgegen; findet sie in einer Laube mit einem Buche in der Hand. Sein erstes war, sich vor ihr niederzuwerffen: — Ich weiß alles, anbetenswürdige Sophie! ich weiß . . . . daß Sie meine Verehrung nicht verschmähen; was sie aber hätten erforschen müssen, das wissen Sie nicht; Sie sehen zu Ihren Füßen den Nebenbuhler des Marquis, einen sinnlosen Liebhaber, ohne Vernunft, ohne Macht über sich selbst . . . der aus Liebe zu Ihnen stirbt, und der, bey diesem Geständniße, sich seiner Missethat bewußt ist! . . . Es ist geschehen! ich habe mich an Tugend, an allem, an meinem Freunde versündiget! der Rükweg ist mir versperrt! dahin hat

mich ein Gefühl gebracht, das ich bey seiner Entstehung hätte erstikken sollen! ich benezze die Erde mit meinen Zähren; ich wollte .... ich sollte sterben, ohne mich zu erklären. .... Aber, Fräulein, seyen Sie standhafter, als ich: helfen Sie mir wieder zu meiner Ehre, indem Sie meine Liebe verschmähen, und sich zwingen, das Glük meines Freundes zu machen. Treten Sie zum Altare, um **Preminvillen** ihre Hand zu geben, und achten Sie meinen Tod nicht, das einzige Mittel, das mir übrig bleibt.

Welcher Vorfall für Sophien! Ihre Liebe wird mit Gegenliebe von demjenigen Manne erwiedert, der ihr der liebste ist. **Selinval** hat ihr gesagt, wie er hinter das, ihrer Vertrauten gethane Geständniß gekommen ist; und das junge Mädchen, unbekannt mit Künsteleyen, gesteht ihre Liebe gerade heraus. Bey aller Bezauberung, in der er sich befindet, hat der Ritter dennoch so viel Macht über sich, daß er ihr die Vermählung mit dem Marquis angelegentlich empfiehlt. —— Ihr Edelmuth, **Selinval**, giebt Ihnen ein noch grösseres Recht auf mein Herz: allein Sie werden von mir kein Opfer begehren, das mir das Leben kosten würde. Wie, mit einer Seele von einem Gefühle gefeßelt, das ich besiegen müßte, und nie verdrängen würde, sollte ich mich mit einem andern verbinden, ihm eine Treue geloben, ... die ich heimlich verrathen würde, wenn ich ihr auch äußerlich Genüge thäte? und Sie könnten mir dergleichen rathen? Entweder mit Ihnen verbunden, oder ich gehe keine Verbindungen ein .... Warum sollte ich Ihres Freundes Opfer seyn? ich wer-

de ihm sagen . . . . — Halt, göttliches Frauenzimmer! daß er meinen Meineid nie erfahre! ja, ich bin meineidig; ich hätte Ihnen nie offenbaren sollen . . . . reizvolle Sophie, vergessen Sie einen Unglüklichen . . . . dem das Tageslicht eine unerträgliche Bürde wird! ich bin ein verrätherisches, undankbares, meinen eigenen Augen ein schrekliches Scheusal! ich werde den Ihrigen verhaßt, und abscheulich werden, und der Marquis wird gerächet seyn.

Das Fräulein von *** war innig froh, daß sie aus Selinval's Munde ein Geständnis vernommen hatte, das mit ihrem Verlangen so übereinstimmend war. Alles, antwortete sie, was mir Gefühl und weiblicher Wohlstand verstatten, das werde ich für Ihren Freund thun: ich werde warten, bis er mit Hülfe der Zeit und Vernunft eine Neigung besiegt hat, die ich nicht befriedigen kann; werde ihm den Namen desjenigen verschweigen, der ganz allein nach meiner Hand trachten darf. Und wenn Preminville seine Ruhe wieder haben wird, so werde ich meiner Mutter, die mein Glük will, Ihre und meine Gesinnung mittheilen: was wird alsdenn unserer Heyrath im Wege seyn?

Selinval überließ sich dem Taumel, welcher auf die ersten Geständniße der Liebe folgt; allein kaum ist er von dem Fräulein weg, kaum fängt der Zauberdunst an, schwächer zu werden, so sagt er bey sich selbst: — Sie will dem Marquis mein Geheimnis nicht offenbaren; aber wird mir der Nebenbuhler, der Verräther unbekannt seyn, der die Freundschaft betrügt? Also bin ich im Schlunde! kein Mittel mehr mir heraus zu hel-

fen! das Verbrechen .... hat seine Vollendung. Ja, Sophie, ich liebe dich bis zur Vergötterung: ich kann mir aber meine Missethat nicht verbergen: sie ist gränzenlos, und die schwärzeste, mit der sich ein menschliches Wesen beflekken kann! .... Liebe, grausame Liebe! warum läßt du mich das ganze Uebermaas meiner Treulosigkeit sehen? Ach! Preminville! was habe ich gethan? was habe ich gethan? du wirst mir unter meine Augen treten .... und ... wie werde ich deinen Anblik aushalten?

Ungeachtet der mancherley Quaalen, die des Ritters Herz von allen Seiten marterten, blieb er ununterbrochen im Schloße der Gräfin; schikte ihrer Tochter einmal über das andere Briefe, mit Liebe und Gewissensvorwürfen angefüllt. Wenn er allein war, dann schien sich alles wider ihn zu empören: das Bild des Preminville brachte ihn außer sich: er hörte, sah ihn, und konnte seinen Vorwürfen nicht ausweichen, die ihm sein Herz hundertfältig verwundeten; er zählte Tage, Stunden und Minuten: — wann wird er kommen? wann seine Gegenwart mich beschämen?

Dieser eben so strafbare, als beklagenswürdige Mensch bekommt einen Brief von Preminville: wie sehr vermehrt dieses Schreiben seine innere Marter! der Marquis meldet ihm: „er werde ohne Verzug in seinen Armen seyn; die Liebe vertraue sich der Freundschaft; „er zweifle nicht, daß der zärtlichste, der eifrigste Freund „stets ein würdiger und getreuer Dollmetscher seiner „Empfindungen bey der göttlichen Sophie werde gewesen seyn. Ja, lieber Selinval, fuhr der Marquis

„fort, ihre Redlichkeit, ihre Tugend wären mir schon „sichere Bürgen für ihre Pünktlichkeit in Erfüllung „meiner Absichten. Sie sind ein zweytes Ich: also „werden sie meine Liebe mit allem meinem Entzükken „schildern. In den Besitz des Fräuleins von * * * sezze „ich mein ganzes Glük, das wissen sie; ich kenne auf „der Welt keine reizendere Glükseligkeit: müste ich die„ser Hofnung entsagen, von der ich berauscht bin, Se„linval, was frommte mir dann das Leben? der kom„me und nehme mir es, der mir die Nachricht geben „sollte, daß ich diese Hofnung aufgeben müsse.„

Der Ritter kann nicht weiter lesen: bittere, heiße Thränen überschwemmen das Papier, das er in der zitternden Hand hält: — der zärtlichste, der eifrigste Freund!... der grimmigste deiner Feinde, sprich; dein Henker ... dein Henker: ich bin der, welcher dir das Mordeisen in das Herz jagen wird! Grausamer!.. Preminville ... Ach! laß mich dich nie wieder sehen!

Mit Klaggeschrey ertönen diese Worte des unglüklichen Selinval's. Er läuft auf das Schloß der Gräfin: nur Sophien bekommt er zu sehen; er sinkt zu ihren Füßen, zieht Preminville's Brief aus der Tasche: Lesen Sie Fräulein, und fällen Sie das Urtheil, ob ich das Leben länger ertragen könne! Augenbliklich ergreift er den Degen, und will zustoßen: Was thun Sie, Selinval? ruft ihm das Fräulein zu. Also lieben Sie mich nicht? und wenn meine Mutter sich sehen ließe!.. Gott!... — Ich will leben, erwiedert der Ritter, gleichsam durch ein einziges Wort seiner Zauberin ent-

waffnet; ich will leben, um das Opfer der gewaltigsten Liebe, der Mörder eines Freundes zu seyn . . . O Gott! Gott! Ich billige Ihre Zärtlichkeit, unterbrach ihn das Fräulein, theile alles Ungemach Ihres Zustandes mit Ihnen: aber, Ritter, soll ich das Glük des Marquis auf meine Kosten machen, wollen Sie das? sprechen Sie, antworten Sie: verlangen Sie mich zu einem Opfer der Freundschaft?

Selinval, zu den Füßen seiner Geliebten, wurde gleichsam von Furien belebt; und sie faßten ihn wieder, da er sich von dem Fräulein entfernte. Unter einem schwächern Bilde läßt sich der entsezliche Zustand dieses Unglüklichen nicht schildern.

Der Marquis ist gekommen, und Selinval seiner Umarmung ausgewichen. Er eilte ins Bette, und verbarg sich zwischen den Vorhängen; schüzte eine jählinge Krankheit vor: als wenn es möglich wäre, sich vor sich selbst zu verstekken.

Preminville kehrte sich nicht an den Befehl, den die Bedienten hatten, sondern gieng mit Gewalt in das Zimmer, in welchem Selinval war: — Selinval, du nicht in meinen Armen! was fehlt dir! laß dich umarmen, Freund! Er fährt auf den Ritter los: welche Verwundung für den Ritter war diese Ausströmung der Freundschaft! Dein Zustand thut mir wehe; sprich: soll ein Arzt geholt werden? alle nur mögliche Mittel will ich auf dich wenden. Ich will bey dir wachen; keinem andern als deinem Freunde soll dieser Dienst vorbehalten seyn. —— Ah! Mar-

quis . . . Marquis . . . sparen Sie diese Mühe . . . ich verdiene nicht . . . — Von meiner Freundschaft, von meiner Erkenntlichkeit sollst du alles erwarten . . . du wirst oft von mir gesprochen haben! . . . Die herrliche **Sophie** wird . . . . . Meine Angelegenheiten mit meinem Bruder sind berichtiget; ich habe ein anständiges Vermögen, das werth ist, der Tochter des Grafen von * * * angeboten zu werden; den Augenblik eile ich zu ihr . . . . Wie ungeduldig sehne ich mich nach der Gewißheit meines Glüks! **Selinval** beantwortet alles mit Stammeln; entschuldiget sich mit heftigen Kopfschmerzen. Endlich ist **Preminville** aus dem Zimmer weg.

Es ist gesagt, daß der Ritter eine Krankheit vorgeschüzt habe, und die Erdichtung war zur Wirklichkeit geworden: der Körper konnte die maaslose Unruhe der Seele nicht mehr aushalten.

Der Marquis kam zurük, und wieder zu **Selinval**: — Ich habe das Fräulein gesehen, aber in Ansehung meiner völlig verändert gefunden. Wie sehr hat mich ihre Aufnahme bestürzt! empfängt man den künftigen Gatten so? Ich habe mich darüber bey der Gräfin beklagt: sie hat die Tochter zu entschuldigen gesucht: ihre Gesundheit, sagte sie mir, steht seit etlichen Tagen nicht fest . . . . Freund . . . könntest du mir nicht aus dieser schreklichen Verwirrung helffen? Verzeih mir die Rolle eines Ungestümmen; du bist krank: allein ich leide eben auch sehr, und die Unpäßlichkeiten der Seele, die ich erfahre, sind die schwersten. Habe Mitleiden mit deinem unglüklichen Freunde, **Selinval**! . . .

welcher glükliche Nebenbuhler sollte sich eingeschmeichelt haben? sollte mein Antrag das Glük nicht gehabt haben, dem Fräulein gefällig zu seyn? Schreklich! sollte ich mich einer solchen Aufnahme versehen? Ritter, ohne Scheu, sage mir die Wahrheit: sage mir, daß ich von der unvergleichlichen Sophie nicht geliebt werde; sag es heraus .... daß ich dem Leben entsagen muß.

Selinval, mit seinen Antworten immer verlegen, brauchte blos unbestimmte Ausdrükke. Der unglükliche Preminville war von der Vermuthung der Wahrheit weit entfernt: er glaubt immer, daß die unbefriedigenden Reden seines Freundes der Krankheit beyzumessen wären, von der er geplagt werde.

Der Ritter, welchen eine schleichende Krankheit wirklich verzehrte, eröffnet dem Marquis, daß seine Gesundheit seine Rükkehr in seine Heimath durchaus verlange. —— Mein Freund wollte mich, rief Preminville aus, zu einer Zeit verlassen, in welcher mir seine Gegenwart unentbehrlich ist? Selinval, gönne mir noch etliche Wochen; ich werde das Fräulein zu einer Erklärung nöthigen; ich muß die Zeit meines Glüks wissen: diese Heirath läßt sich nicht aufschieben, und dein Beyseyn muß den Werth dieser so gewünschten Verbindung erhöhen. Ich beschwöre dich, Freund, laß dich erbitten! Neue Einwürfe von Seiten des Ritters: noch dringenderes Bitten von Seiten des Marquis. Selinval wird also gezwungen, seine Abreise noch um etliche Tage auszusezzen.

Diese wenigen Tage sind vorüber: der Marquis tritt in Selinval's Zimmer, da er noch im Bette war.

Dieser erschrikt über das finstere Aussehen des Preminville, der ihm mit wenigen Worten sagt: Kleiden Sie sich geschwind an: wir wollen den Baron von *** diesen Morgen besuchen; ich höre, daß er in meiner Nachbarschaft ist.

Selinval weiß nicht, was er von diesem unerwarteten Kaltsinne denken soll: doch thut er dem Begehren seines Freundes in aller Eile Genüge.

Beyde sind unterweges. Der Marquis beobachtete ein finsteres Schweigen, das er unterbricht, da sie einen sehr langen von der Hauptstraße abgelegenen Nebenweg erreicht haben. Sie wissen, sprach er zum Selinval, was die Freundschaft gebietet! was würden Sie thun, wenn Sie der Mann, den Sie über alles lieben, verriethe, Ihnen das Herz eines Frauenzimmers wegstähle, das Sie göttlich verehrten, durch diese scheußliche That Ihr Unglük, Ihr Unglük auf ewig stiftete, Ihre Lebenstage vergiftete . . . Ihr Mörder würde? Bey allem diesen sah der Marquis den Selinval starr in die Augen. — Was ich thun würde, versezte Selinval? . . . das Herz würde ich ihn durchbohren: und wies seinen Leib hin: hieher gehört der Stoß, Preminville. Der Marquis zieht den Degen: — Verräther! ich verstehe mich nicht auf die Rolle eines Mörders: vertheidige dein Leben; vertheidige dein Leben; dir bleibt nichts übrig . . . . als dich in meinem Blute zu waschen. Das meinige sollen Sie vergießen, versezte Selinval hizzig; bis auf den lezten Tropfen sollen Sie es vergießen, und in dem Augenblik warf er seinen Degen etliche Schritte von sich,

und hatte die Brust immer entblößt: Ich will Ihre ganze Wuth fühlen: sie ist gerecht. Ja, Preminville, zerfleischen Sie, zerfleischen Sie das Herz eines Menschen . . . eines Scheusals, das alle Gesezze der Freundschaft verlezt, allen Frevel verübt hat. Ich könnte mich zu rechtfertigen suchen, könnte Ihnen sagen, daß die tobendste Leidenschaft sich meiner Seele bemeistert, daß meine Vernunft sich gänzlich verirrt hat, daß ich, wider meinen Willen, diese verbrechensvolle Liebe offenbart habe, daß das Fräulein mit Widerwillen diese Verbindung eingehe . . . . — Grausamer! Niederträchtigster unter den Menschen! Undankbarster aller Freunde! Ohne dich, ohne dich wäre ich geliebt worden! . . . mache dich fertig zum Kampfe. — Ich habe Ihnen gesagt: hier ist mein Busen; geben Sie mir den schleunigsten Tod. Sie werden kein Mörder, Sie werden mein Freund seyn; dies ist der einzige Dienst, den ich von Ihrer Freundschaft fordere . . . — Von meiner Freundschaft? Treuloser! darfst du diesen Namen aussprechen? . . . . Kommt es dir zu, von Freundschaft zu reden? Rüste dich; endige die Bahn eines Lebens . . . . das mir unerträglich ist . . . . Fehlt dir's an Muth, mich zu befriedigen? . . . . — Preminville, häuffe meine Vorwürfe nicht: du wirst sehen, ob ich den Tod scheue.

Gesagt, geschehen; der Ritter hebt hastig seinen Degen auf, und versezt sich einen Stoß: er fällt und schwimmt in seinem Blute. Preminville stürzt auf ihn los, und ergreift ihn beym Arme: — Grausamer Freund! grausamer Freund! zu welchen Aus-

schweifungen hat uns eine zu unglükliche Leidenschaft verleitet! Selinval, öffne deine Augen! .. laß mich dich sehen! ... dich noch einmal nmarmen!

Der Marquis schleppt den blutigen und sterbenden Ritter mit sich fort, und bringt ihn auf sein Schloß; er läßt ihn ins Bette legen; geht nicht von ihm, und vergießt Thränenfluthen über ihm. Die herbeygeruffenen Wundärzte erklären die Wunde für tödtlich: der Marquis ist voll Jammer. Er hatte durch die Unbesonnenheit der Eugenia alle die Umstände erfahren, welche sich auf Sophiens und des Ritters Liebe bezogen.

Diese Nachricht erscholl bald in den Ohren der Gräfin und des Fräuleins: Beyde eilten nach Preminville's Schloß. — Ja, Fräulein, sagte der Marquis, und redete Sophien weinend an: dies ist das Werk Ihrer Reize! Doch Sie können wegen dieses schreklichen Vorfalles nicht zur Rechenschaft gezogen werden; die Schuld liegt am Verhängniße .... das mich zum beklagenswürdigsten Menschen macht! Bey diesen lezten Worten schlug Selinval seine vom Todesschlummer beschwerten Augen auf: — Ach! ... sind Sie es, Preminville! Sie wollen mir verzeihen, Freund? ... ich habe mir recht gethan .... Sophie! Himmel! Sophie! Fräulein, mein Tod gehört lediglich auf meine Rechnung: war es mir möglich zu leben? Falls ich Ihnen einige Empfindungen habe einflößen können, so lassen Sie dieselben einem Menschen zu Theil werden, der Ihrer Hand würdiger ist, als ich! ... Ich habe meinen Kräften zu viel zugetraut .... ich meynte den Leidenschaften Gesezze zu geben, und sterbe

als ihr Opfer! ... Preminville ... Sophie ... vereiniget euch beyde, um mich zu beklagen ... um mich zu lieben ... Lebe wohl, Freund! ... ich werde ... deinem Glüke ... kein Hinderniß mehr seyn.

Der Ritter hatte die lezte Zukkung gethan. Den Zustand Sophiens und des Marquis wollen wir uns nicht einfallen lassen zu schildern. Das Fräulein gieng in ein Kloster, und fand blos im Leben der Andacht einige Beruhigung. Preminville führte ein gramvolles Leben; und, bekümmert um seine Geliebte, und um seinen Freund zugleich, überlebte er den Ritter nur um etliche Jahre.

Die Bestimmung.

Die Erdichtungen der Araber, welche mit den ältesten Fabeln ausgestopft sind, haben Feen an unsere Wiege gestellt. Dennoch giebt es zuweilen eine Reihe so sonderbarer, so außerordentlicher Vorfälle, daß die aufgeklärte Vernunft zu gewissen Zeiten diese wizzigen Lügen fast annimmt. Wir haben eine Menge Beyspiele, welche zu Gunsten dieser wundersamen und unbegreiflichen Schwänke des Verhängnißes ihr Zeugniß ablegen. Wir wollen nur bey einem stehen bleiben, das die Verwunderung wohl rechtfertigen kann, in die wir bey dergleichen Ohngefährsstreichen gerathen. Hier hatte die wohlthätige Fee sicher ihr Spiel. Das Histörchen ist aus dem vergangenen Jahrhundert, und zu *** entstanden: eine ganze Provinz kann die Wahrheit desselben bezeugen.

Herr von ***, Parlementsrath, ein alter Junggeselle, dem ehelosen Leben durch ein Gelübde gleichsam zugethan, hatte viele Freunde, weil er aus der sehr kleinen Zahl der liebenswürdigen Reichen war, ein solcher nämlich, der sein Vermögen anzuwenden wußte: eine Sache, die nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen ist. Unsere Obrigkeitsperson erndtete die Frucht ihres herrlichen Betragens; er machte seine Bedienten glüklich, die ihm auch mit dem Eifer dienten, der nicht mit Gelde und Belohnungen vergütet wird, sondern dessen einziger Lohn die Fühlbarkeit ist.

Saint-Jean, sein Kammerdiener, der Verwahrer seiner Heimlichkeiten, kurz, sein Vertrauter, war einer von denen, die bey dem Herrn in vorzüglicher Gunst standen. Herr D*** hatte ihm, nach seinem Ableben, eine dürftige Rente ausgesezt, die ihn von der sauern Dienstbarkeit befreyen sollte; dieser Wohlthat war aber eine Bedingung beygesezt: St. Jean durfte bey Lebzeiten des Raths nicht heirathen, und diesen Vertrag war er eingegangen. Herr D*** besorgte mit einigem Rechte, sein verheiratheter Bedienter möchte seine Schuldigkeit mit wenigerer Pünktlichkeit erfüllen.

In der nämlichen Stadtgegend, wo der Rath lebte, wohnten auch eine Mutter und Tochter zusammen. Eigentlich hießen sie B***, wir wollen aber die lezte Konstancia nennen. Dieses ehrwürdige Paar, (denn die Tugend verdient in allen Ständen unsere Verehrung,) lebte lediglich von der Arbeit seiner Hände. Der Vater hatte bey seinem Sterben so wenig hinterlassen, daß diese beyden einnehmenden Wesen Tag und Nacht mit dem Erwerbe der Mittel zu Bekämpfung ihrer Dürftigkeit zubringen mußten. Aus solchen mühsamen Proben läßt sich eine Seele erkennen, die von der Liebe zur Rechtschaffenheit wirklich genährt wird. Konstancia hatte eine Erziehung über ihre Geburt erhalten. Die Schwester eines geistlichen Ordens in der nämlichen Stadt, und zugleich Freundin der Wittwe B***, deren Tochter in den Kinderjahren zu ihr in die Schule gegangen war, hatte ihr Grundsäzze eingeflößt, welche die Mutter

durch Lehre und Beyspiel beständig anfachte. „Liebe „Tochter, sagte sie ihr immer, sehr arm sind wir; aber „vorzuwerfen haben wir uns nichts. Besinne dich auf „den Tod deines armen Vaters; mit welcher Fügung „in den göttlichen Willen, mit welcher Ruhe er in un„sern Armen verschied! Siehst du, Konstancia, das ist „der Lohn, den ein sechzigjähriges Leben von unbeflek„ten Sitten ertheilt. Höre an, außerdem was uns in „der Kirche gesagt wird, dürfen wir uns nur selbst um „das befragen, was Gut und Böse sey: gieb Achtung, „unser Herz wird es uns lehren. Sind wir nicht mit „uns zufrieden, wenn wir unser Brod genoßen haben, „das auf keine schlechte Weise und ohne Niederträchtigkeit „erworben worden ist? Sollten wir wohl über das „Fräulein von *** neidisch werden? Wahr: sie hat „schöne Kleider, alles in Ueberfluß; allein womit, wo„durch hat sie sich diesen Zustand verschafft? Kind, durch „das Laster, durch das Laster. Du weist, wie von ihr „gesprochen wird; und denkst du, daß sie sich selbst ver„heelen könne, was sie ist? O, sicher hat sie Augenblikke, „da sie gerne vor sich selbst fliehen, nicht sie selbst seyn „möchte. Nur die Rechtschaffenen sind mit sich selbst „wohl daran.„

Diese weisen, mit Glimpfe gesagten, und mit der Wärme der Wahrheit und des Gefühls ertheilten Lehren, bildeten die Konstancia. Auf solche Art kommt die Jugend zu einem natürlich tugendhaften Wesen: sie ist gleich einem Baume, der von seiner Entstehung an reine Luft einsaugt, mit belebenden und gesunden Säften getränkt wird; und der Blüthe folgen bald die Früchte.

Diese so liebenswürdige Sittsamkeit und Wohlerzogenheit, mit welcher Konstancia prangte, wurde noch durch viele Annehmlichkeiten erhoben, die desto mehr bezauberten, je kunstloser sie waren. Welche Verschönerung ist die Eingezogenheit! und diese war der Hauptschmuk dieses jungen Mädchens. Alle Augenblikke verlieh ihr die Schamhaftigkeit jene gefällige Röthe, die über alle Künste des Puztisches geht. Sogar ihre Stimme hatte den Ton der natürlichen Einfalt: und dergleichen Stimmen gehen ins Herz, machen ihm wohl, und geben ihm eine Fröhlichkeit, deren Unterhaltung man wünscht. Kurz, Konstancia war das, was man durch die Benennung, **unschuldsvoller und schöner Engel**, anzuzeigen sucht. Wenn die Frauenzimmer begreiffen könnten, wie viele Gewalt, welche Zauberkraft dergleichen jungfräulichen Figuren anklebt, wie sehr würden sie, der betrüglichen Kunst zu gefallen, die Einfalt, die Eingezogenheit vorziehen! Nur der Tugend ist diese mächtige Anziehungskraft verliehen. Wird wohl die Buhlschwester sie je besizzen?

Gewöhnlich sizzen die Handwerksfrauen, besonders in kleinen Städten, mit ihrer Arbeit vor der Hausthüre. Saint Jean gieng oft durch die Gaße, in welcher die Wittwe und ihre Tochter wohnten, und St. Jean war inne geworden, daß er ein Herz hatte. Man bedarf keines Unterrichts und keiner Wissenschaft, nach der Bedeutung, in der es die Welt nimmt, um die ganze Gewalt einer jungen Schönheit zu fühlen, die um so hinreißender war, je weniger sie darauf ausgieng.

Saint Jean faßt Herz: er spricht eines Tages die Mutter und Tochter an, und plaudert mit ihnen von gleichgültigen Dingen: seine Geschäfte, sagte er, führten ihn oft durch diese Gaße. Allmählich geschieht der Zuspruch öfterer, und dauert auch länger. Saint Jean that zuweilen einen Seufzer, und sah tiefsinnig aus. Endlich entfährt ihm einmal das Wort: Liebe. Bey dem Worte runzelt die Wittwe ihre Stirne: — Wissen Sie wohl, was Sie eben gesagt haben, mein Freund? Denken Sie, weil wir nicht bemittelt sind, daß meine Tochter Ihnen Gehör geben müsse? Gott Lob und Dank! bis hieher wissen die Leute unsere Aufführung. Künftig verschonen Sie uns hübsch mit Ihren Besuchen und Zuspruche, und lassen Sie uns bey unserer Armuth und bey unserer Ehrbarkeit.

Der verliebte Bediente wird beschämt, und ist betreten, so daß er kaum ein Wort vorbringen kann. Doch er faßt sich, und thut die Erklärung, daß er die Jungfer B*** zur Ehe begehre, und von der verdächtigen Rolle weit entfernt sey, die man ihm zutraue. Diese Erklärung machte das Gesicht und die Seele der Mutter wieder ruhig: — Der Vorschlag läßt sich hören, mein Freund! Jezt fragt es sich, ob wir für einander paßen. Ich darf Ihnen nicht verheelen, daß Konstancia, außer ihrer Ehrlichkeit nichts weiter hat; das ist das einzige Gut, das ich ihr mitgeben kann, und dabey ist sie arbeitsam, und versteht die Handschuhnäherey. Saint Jean, außer sich über die Bereitwilligkeit der Mutter, erklärt sich deutlicher, und meldet ihr, daß er nach seines Herrn Ableben eine Pension zu er-

warten habe; kurz, nach Verlauf einiger Zeit wird sein Antrag genehmiget: er soll der Gatte dieses ausbündig schönen Mädchens seyn, eines wahren Schazzes, der unter der nachtheiligen Armuth vergraben lag. Der Bediente war berauscht und entzükt von der Freude, die ein Liebhaber empfinden muß, der dem Besizze seines innig geliebten Mädchens nahe ist. Er liebte: das heißt, er sezte das Nachdenken beyseite, und hatte blos die Liebe im Kopfe. Gleichwohl fiel ihm gezwungener Weise die grausame Bedingung ein, die auf seinem künftigen Glükke haftete; er mußte sich erinnern, daß Herr D*** ihm dieses Zeichen seines Wohlwollens geschenkt hatte, daferne er sich bey seinen Lebzeiten **nicht verheirathete.** Nun wurde alles anders: St. Jean war nicht mehr derselbe Mensch, er war träumerisch, er stöhnte, ließ zuweilen Thränen fallen. Die gute Frau sezte ihm mit Fragen zu, aus welchem Grunde er die Heirath aussezze? und er getraute sich nicht, ihr den Grund dieses Aufschubs zu entdekken, der ihm einen tödlichen Kummer verursachte. So stand es mit ihm, als der Rath, der die abnehmende Gesundheit seines Kammerdieners bemerkte, die Ursache einer so unerwarteten Veränderung durchaus wissen wollte. Saint Jean war in dem glüklichen Alter, in welchem am Menschen alles voll Leben ist: sein Körperbau war von fester und dauerhafter Art, und von Krankheiten wußte er noch nichts. Woher kommt nun diese jähling Veränderung? Die obrigkeitliche Person dringt in ihn, er soll sagen, wie das zugehe. Nach vielem Zusezzen, nach ausdrüklichen Befehlen, wirft er sich dem Herrn D*** zu Füßen: — Mein Gebieter! werde ich Verzeihung

erhalten! ich bin .... verliebt geworden. — Verliebt! ... steh auf, steh auf! Was brauch ich deine Poßen zu wissen? Sollte dies deine Gesundheit verderben? — Ja, die Betrübniß reibt mich auf. — Wie kannst du auf die Liebe verfallen? Laß die Narrenstreiche bleiben, und denke auf deinen Dienst. — Ich habe Ihnen die Umstände noch nicht alle gesagt: diese Liebe betrifft nichts geringes; ich habe die Vermessenheit gehabt ... ja, mein Gebieter, ich habe Unrecht gethan, groß Unrecht, aber es ist nicht meine Schuld: ich besizze ein Herz, und habe mich von einer Neigung überraschen lassen, die mächtiger ist .... als alles, was ich mir habe vorstellen können. Ich habe dem jungen Mädchen das Ehegelöbniß gethan: sie ist so arm wie ihre Mutter, aber es sind wakkere, ehrliche Leute... — Wie! du hast ihr versprochen, sie zu heirathen? und denkst nicht mehr an unsern Vertrag? wundere dich nicht, wenn ich meine Wohlthat zurüknehme. Monsieur Saint Jean, er hat sich wesentlich gegen mich vergangen! Und Monsieur Jean fängt an zu weinen: — Aber Herr Rath .... sollten Sie denn nie geliebt haben? Diese Liebe hat mich ergriffen, als wenn es so hätte seyn sollen und müssen. Sie sollten sie nur sehen; sie ist so schön, so eingezogen, so ehrbar! sie ist nicht von dem Gelichter der Mamsells mit Kopfzeugen .... Gesezt nun, Sie wären so gütig, und willigten ein, so hätten Sie noch zwey Personen mehr zu Ihrer Bedienung.

Herr D*** ist unerbittlich; und Saint Jean, in finsterer Verzweiflung, weiß nicht, was er der Mutter

antworten soll, die darauf besteht, daß er entweder ein Ende machen oder wegbleiben soll: — Monsieur Saint Jean, die Leute in unserm Reviere fangen schon an zu zischeln, und dergleichen Reden stehen mir gar nicht an. Es ist schlecht von ihm gethan, daß er seine Kurzweil mit uns hat!

Das fuhr dem armen Bedienten, der verliebter als je war, durch Mark und Bein; er gieng zu seinem Herrn zurük: — Sollten Sie gesonnen seyn, mir mein Leben zu nehmen, mir, der ich es so grundehrlich mit Ihnen meyne? Ich kann Ihnen nicht verhalten, daß Sie meinen Tod bald erleben werden, wo Sie darauf beharren, mir die Gnade zu versagen, die ich von Ihrer menschlichen Gesinnung erflehe. Wie gesagt, Sie bekämen alsdenn zwey Bediente mehr, die gleichen Eifer für Sie hätten. In die häusliche Einrichtung machte alles dieses keinen Eintrag: etliche Schritte von hier steht ein Häuschen leer, das ich meine künftige Frau und Schwiegermutter beziehen lasse; ihr kleiner Handelsverkehr, den sie treiben, ist zu ihrer Erhaltung groß genug; und ich gehe nicht von Ihrer Seite, schlafe nach wie vor in Ihrer Kammer, und wenn Sie meiner Frau und Ihrer Mutter bedürfen .... Herr Rath, wir werden alle zusammen nur ein Herz haben, das von Eifer, Ihnen zu dienen, voll seyn wird.

Der ehrliche Saint Jean begleitete seine treuherzige Bitte mit Thränen. Dem Gefühle fehlt es selten an der Gabe zu rühren, der Ausdruk mag seyn wie er will. Der Rath wird endlich erweicht; er läßt sich bereden, und williget in die Heirath.

Saint Jean, statt zu lauffen, fliegt zur Wittwe und zu seiner Braut, und so bald er ihrer ansichtig wurde, rief er ihnen entgegen: — die Hochzeit kann vor sich gehen, wenn Sie wollen, wenn Sie wollen! es kann nie zu bald seyn! Er entdekte der guten Frau die Ursache seiner Verlegenheit, die er seit etlichen Tagen geäußert hatte; aber, sezt er mit dem Entzükken eines seiner Wünsche gewährten Liebhabers hinzu, alle Hinderniße hören auf, hören auf! alles hat seine beste Richtigkeit! ich büße die Pension nicht ein, die mir mein Herr vermacht: ich werde der Gatte der vortreflichen Konstancia! ich bin .... der allerglüklichste Mensch!

Saint Jean hält es für Schuldigkeit, seine Braut und die Wittwe dem Herrn D*** vorzustellen, der ihm eine neue Gnade erwiesen hatte; er bringt sie ins Haus, und führt sie ins Zimmer seines Herrn; der Rath preist den guten Geschmak des Saint Jean, erhebt die einnehmende Schönheit der Konstancia, die blutroth wurde, und dadurch noch mehr einnahm. Am nämlichen Tage wurde der Ehevertrag gemacht, und die beyden Liebesleute legten ihn Abends dem Herrn D*** zur Unterzeichnung vor, der die Braut mit Liebkosungen und Geschenken überhäufte, und von ihrer ungekünstelten Anmuth, von dem unsäglichen Reize mehr und mehr eingenommen wurde.

Die Zeit dieser Verbindung, die der Bediente so sehnlich erwartet hatte, ist festgesezt. Am Tage vor der Trauung beliebt es dem Herrn D*** mit dem Saint Jean nochmals von seiner Braut zu sprechen: Weist

du wohl, Pursche, daß jeder Muttersohn dich beneiden muß? Was schöneres und einnehmenderes, als dieses Mädchen, giebt es nicht mehr! und welche Bescheidenheit! welche Herzensunschuld! wie schön prangt die Tugend auf diesem Gesichte! Schäzze dein Glük; sey ein redlicher Mann; bewirb dich um die Gunst deiner Frau; thue ja nichts, was ihr misfallen möchte: du bekommst einen Engel. Bey diesen Lobsprüchen schien Saint Jean mit sich selbst zufrieden zu seyn und sich was darauf einzubilden. Den Tag darauf in aller Frühe soll er also mit seiner Geliebten getraut werden.

Wie sehr wundert sich Herr D***, da er am folgenden Morgen bey seinem Erwachen, den Saint Jean unter seinen Bedienten zuerst in sein Zimmer treten sieht: — Was! habe ich dir nicht Erlaubniß gegeben, dich dem zu widmen, was heute deine ganze und einzige Sorge seyn soll? Ich hätte dich in der Kirche vermuthet: geh doch; laß mich, laß mich. Der Bediente will mit aller Gewalt bleiben. Ich begreiffe dich nicht; deine Braut wartet auf dich. St. Jean schweigt verdroßen. Hörst du nicht? Ich sage, du sollst dich fort, und zu deiner Braut pakken. Marsch! ich befehl dir's. — Haben Sie die Gnade, und hören Sie mich . . . — Ein andermal will ich mit dir reden. Mache, daß du gehst . . . — Herr Rath . . . ich habe so meine Gedanken. — Was willst du mit deinen Gedanken sagen? — Ja, Herr Rath . . . . ich dachte, daß das keine Frau für mich wäre. — Bist du verrükt, armer St. Jean? — Mir ist . . . es wäre besser, daß ich . . . . ledig bliebe.

Herr D*** läßt seine andern Bedienten hinausgehen, und bleibt mit seinem Kammerdiener alleine: — Jezt sage mir den Grund eines so unversehenen Bruches. Hast du einen Fehler entdekt? Ist die Aufführung der Konstancia etwan verdächtig? ... — O, Mutter und Tochter sind die Tugend selbst, das habe ich die Ehre Ihnen zu sagen. — Oder giebt es etwan in der Familie ein Flekchen? — Keines, keines: die guten Leute haben von Vater auf Sohn immer untadelich gelebt: etliche sind Handelsleute, etliche Landleute, und haben sich nie des geringsten Vorwurfes schuldig gemacht. — Wenn es so ist, wie darfst du dich eines solchen Betragens unterfangen? Nur ein schlechter Kerl, einer, der meines Dienstes unwürdig ist, kann die Ruchlosigkeit haben, einem Mädchen die Ehe zu versprechen, um sie so greulich zu beschimpfen. Entweder gieb mir trifftige Gründe, die eine dergleichen Grille entschuldigen, oder pak dich spornstreichs aus meinem Hause. — Herr Rath .... Ich mag nichts wissen. Entweder die Konstancia auf der Stelle angenommen, oder deinen Abschied auf der Stelle.

Saint Jean that den Mund auf, um endlich das zu offenbaren, was ihm so schwer auf dem Herzen lag. Indem tritt die Wittwe mit ihrer Tochter herein; die lezte betrübt und niedergeschlagen. Welch neue Reize verlieh ihr die Betrübniß! Der Einfall der Dichter ist sinnreich gewesen, daß sie ein schönes Frauenzimmer, welches weint, mit der jungfräulichen Rose vergleichen, welche mit den Thränen der Morgenröthe geschmükt ist. Gerade so war der Anblik, unter welchem die Kon-

stancia im heftigsten Kummer erschien. Herr D*** rief dem Saint Jean zu: Nichtswürdiger! an diesen Thränen bist du Schuld. Die Mutter wollte reden: der Bediente überschrie sie und sprach: — Herr, die Jungfer hat mir schlecht mitgespielt: eine schmerzlichere Schmach kann man einem Menschen nicht anthun. Bey diesen Worten brach der Unwille des jungen Mädchens aus: — Ich hab's ja nicht mit Fleiß gethan: habe ihn auch um Verzeihung gebeten. Sie weinte stärker, und der Rath sah sie immer mit größerer Bewegung an. Die Wittwe lößte endlich das Räthsel auf: — Die Sache ist so, Herr Rath: Monsieur Jean war gestern Abend bey uns zu Tische: er wollte meine Tochter küßen, sie wehrte sich, weil sie noch nicht seine Frau war; er drükte sie so stark, daß sie, indem sie sich sträubte, ein Aufstoßen bekam . . . Alberner Narr! sagte Herr D*** und lachte aus vollem Halse: damit hat dich eine so vortrefliche Person beleidiget? und das sind die Ursachen deines Zorns? . . . Hör nur, sezte er scherzend hinzu, ich befehle dir als Richter, daß du je eher je besser die Heirath vollziehest: wo nicht, so ist dir mein Haus verboten. Der Bediente will antworten: — Bis jezt habe ich gespaßt: aber nun verlasse ich den Ton, um dir zu befehlen, daß du entweder die Jungfer sogleich zum Altar führest, oder mein Haus meidest, und dir auf die Pension keine Rechnung machest. Verstehst du mich?

Herr St. Jean war ein unerschütterlicher Fels. Die beyden Frauenzimmer vereinigten sich mit dem Rathe. Bitten, Befehle, Thränen, Drohungen, alles ganz ver-

gebens; der hartnäkkige Bediente weigert sich so standhaft, als man kaum erwarten sollte. Herr D*** jagt ihn aus seinem Gesichte weg, und geht, gleichsam als Tröster, auf das trostlose Mädchen zu, dem die entstellten Reize einen Grad von Anmuth mehr, und gleichsam Zauberkraft verliehen, die man zwar nicht ausdrükken kann, aber vom Rathe sehr nachdrüklich empfunden wurde. Daß Gott erbarme, rief die Mutter, meine unglükliche Tochter ist entehrt! wird man es glauben, daß eine so unbedeutende Ursache eine Ehe, im Augenblike ihrer Vollziehung rükgängig gemacht habe? Den Vorfall überstehen wir nicht, ich und meine Tochter. So klagte sie, und weinte schmerzliche Thränen. Was werden die Leute, was unsere Verwandte sprechen? sagte sie weiter. So geht es der Armuth! wären wir nur nicht so arm, so würde Monsieur Saint Jean nicht so abscheulich verfahren.

Während dem Auftritte war die Aufmerksamkeit, ja die ganze Seele des Herrn D*** auf einen Gegenstand gerichtet, der ihn ungleich stärker rührte, als alle Rednerkünste der guten Frau. Konstancia war fast des Todes. Die blaße Leichenfarbe in ihrem Gesichte, ihre zerstörten Haare, ihr verschobenes Tuch, das die jungen Schäzze verstekte, ihre unschuldige, jungfräuliche Schönheit, ein Opfer der einfältigen Laune eines albernen Bedienten, waren lauter Pfeile, welche die Brust des Herrn D*** verwundeten. Ein verständiger Beobachter, Zeuge dieses Schauspiels, würde eine so mahlerisch schöne und der Kenntniß des menschlichen Herzens so wichtige Lage genuzt haben.

Der Rath, durch eine höhere und unwiderstehliche Macht gleichsam hingerissen, ergreift das junge Mädchen bey der Hand, sagt ihr mit bebendem, gefühlvollem und schmelzendem Tone: — Schönes Kind! stillen Sie Ihre Thränen; ich fühle Ihren Gram in meinem Innersten: ja, mein Bedienter ist Ihnen so grausam, so ehrenrührig begegnet, als einem Frauenzimmer nur immer geschehen kann. Sie haben gesehen, daß ich alle Mittel versucht habe, ihn zu seiner Schuldigkeit zu bewegen, das Ehrengefühl rege zu machen, das er nicht kennt .... Doch, war nicht schon die Liebe genug? Ich habe nichts ausgerichtet. Mir fällt nur ein Ausweg ein: nehmen Sie denselben nebst Ihrer Mutter an; ich verlange blos vier und zwanzig Stunden. Nach dieser Frist soll alles wieder gut gemacht seyn, ich gebe Ihnen mein Wort. Und worinn, unterbrach ihn die Mutter, würde der Vorschlag zu unserer Beruhigung bestehen? Im Antrage meines Herzens und meiner Hand, versezte Herr D*** mit Entzükken. — Was sagen Sie, Herr Rath?.. — Daß ich in vier und zwanzig Stunden die schöne Konstancia zum Altare führen will, falls mein Anerbieten so glüklich ist, daß es mit Wohlgefallen aufgenommen wird. Das junge Mädchen erwiederte schluchzend, und mit vermehrter Anmuth: — Dieser neuen Verhöhnung versah ich mich nicht, Herr Rath! wer? ich! Ihre Gemalin! verschonen Sie uns mit solchem empfindlichen Scherze! ... — Ich bin sehr zu bedauern, wofern Sie, reizendes Mädchen, die Wahrheit, und die Empfindung, die mein Mund ausgedrükt hat, in meinem Herzen nicht selbst lesen. Ich habe in meiner Jugend die

vortheilhaftesten Anträge ausgeschlagen. Sie mußten mir beschert seyn. Freylich ist mein Alter von dem Ihrigen sehr verschieden: allein Sie sind sittsam, ehrbar und schön; haben eine Beleidigung erlitten, die Sie nicht verdienten. Ich will das Unrecht rächen, das Ihnen vom Schiksale und von St. Jean wiederfahren ist. Sie werden mich wenigstens für einen Freund ansehen, dem es um Ihre Wohlfahrt zu thun ist. Ich wünsche sehr, daß Ihnen mein Vorschlag gelegen seyn möge. Sprechen Sie, was soll ich hoffen?

Konstancia will sich nebst Ihrer Mutter dem Herrn D*** zu Füßen werfen: er hebt sie eilfertig auf, und küßt der Tochter die Hand: Könnte ich doch Madam D*** zur glüklichsten Frau machen!

Konstancia, die Tochter eines unangesehenen Handwerkers, ist endlich die Gemalin einer obrigkeitlichen Person, die wegen Ihrer Geburt, Ihres Reichthums, und Ihrer persönlichen Vorzüge in Ansehen steht. Sie vergaß die Schmach, die Sie von dem Bedienten erlitten hatte, nahm sich seiner an, und verhalf ihm zu seiner Pension.

Allein, worüber man sich am meisten verwundern wird, ist, daß Konstancia, als Frau Räthin, das Betragen, die Sprache, die angenehmen Manieren einer Frau ihres Standes annahm, ohne die Einfalt ihres Herzens und ihres äußerlichen Anstandes zu verliehren, welche immer ihre vorzügliche Schönheit ausmachte.

Die Nachricht von dieser Vermählung breitete sich ohne Verweilen in der Stadt und der Provinz aus.

Dem Herrn D*** begegneten die Unannehmlichkeiten, deren er gewärtig seyn mußte. Allein er dachte selbst, und konnte folglich der Gedanken anderer entbehren; seine Bekannten kehrten ihm den Rükken; er aber tröstete sich gescheuter Weise bey seiner Frau, deren Verstand und Tugend täglich zunahmen. Die beyden Gatten waren sich einander alles in allem, und um die übrige Welt kümmerten sie sich nicht.

Ein Freund des Raths läßt sich, vielleicht mehr aus Neugierde, als aus Leid über sein grobes und unanständiges Betragen, einfallen, den Herrn D*** wieder zu besuchen. Er wird mit der Höflichkeit empfangen, durch die man zuversichtlich wird, und sich einbildet, daß die Beleidigungen vergessen seyn mögen; er hat die Frau D*** gesehen, sie gehört, sich mit ihr besprochen, und alles hat ihm gefallen. Sie spricht mit Würde von der Ehre, die ihr dadurch wiederfahren ist, daß sie Herr D*** zu seiner Gemalin erhoben hat. Ein Frauenzimmer von gleicher Geburt und Range hätte sich nicht anständiger ausdrükken können.

Dieser Freund unterließ nicht, da er von der Mittagsmahlzeit kam, in die glänzendsten Versammlungen zu eilen, und daselbst eine treue Nachricht von dem zu geben, was er gesehen, oder vielmehr bewundert hatte. Durch seinen Bericht wurden viele bekehrt; man drängte sich wieder zum Herrn D***, und gieng jedesmal beschämt, und gleichsam entzükt nach Hause. Die Stichelverse verlohren ihren Stachel, und die eifrigsten Schutzreden traten an ihre Stelle. Alle Mannspersonen beneideten das Glük des

Herrn D***: sogar die Frauenzimmer priesen seine Gemalin, welches viel Lob für sie war.

Der Mann war über seine Wahl immer froh. Sein Glük aber war zu groß; und der menschlichen Glükseligkeit gehören ihre Schranken. Nach Verlauf einer sechsjährigen beneidenswerthen Ehe fühlt Herr D*** die Annäherung seines Endes: er wird bettlägerig, nachdem er sich einige Zeit gegen seine Krankheit heimlich gesträubt hatte, aus Besorgniß, daß er seine Frau betrüben möchte. Er offenbarte seinen Zustand nur erst alsdann, da zur Genesung keine Hofnung mehr war. Welcher fürchterliche Ausspruch für Madam D***! und ihr Mann hat den Muth, ihr denselben anzukündigen: —— „Gute und theure Freundin! Mein Glük „mußte seine Gränzen haben: ich habe sie erreicht. Ich „thue in Beysein aller, die mich hören, die Erklärung, „daß, weit entfernt, mich die geknüpften Bande, wel„che dem Gebrauche anstößig zu seyn schienen, gereuen „zu lassen, ich Gott aufs neue dafür danke: ich hatte „mich mit der Sittsamkeit, der Schönheit, der Tugend „verbunden. Möchte ich das Beklagen einer so ehrwür„digen Gattin verdient haben! . . . Möchte ich, theure „Konstancia, in deinem Herzen fortleben! du wirst durch „meinen lezten Willen erfahren, wie sehr es mir dar„um zu thun gewesen ist, dir meine Liebe und Achtung „zu weihen . . . . Empfange jezt mein leztes Lebe„wohl! . . Nunmehr soll der höchste Gebieter alleine „über meine Seele herrschen, und ihm will ich meine „lezten Athemzüge zum Opfer darbringen.„

Die Bekümmerniß der Frau läßt sich nicht schildern: sie liebte den Herrn D*** als einen Vater, als einen Wohlthäter, als den zärtlichsten Freund; und in würklich tugendhaften Seelen haben dergleichen Gefühle die Glut und den Reiz der Liebe.

Herr D*** hatte seine Gattin zu seiner Universal-Erbin eingesezt. Die Verwandten versuchen das Aeusserste, um die Vernichtung eines ihnen so nachtheiligen Testaments zu bewirken. Sie verlieren in etlichen Gerichtshöfen, appelliren an das Parlement der Provinz, welches das zu Gunst der Wittwe gefällte Urtheil bestätiget. Sie ergreiffen das lezte Mittel hartnäkiger Kläger. Die Misvergnügten fassen den Entschluß, vor die Regierung zu gehen; Madam D*** sieht sich also genöthiget, nach Paris zu reisen, um dort ihren Prozeß zu verfolgen.

Der Kummer verzehrte sie; der Verlust ihres Mannes war ihr noch immer im frischen Andenken, und sie hatte die ihr gebührenden Rechte zu verfechten. Dieser verdrußvollen Verfassung unterliegt sie; bekommt ein Faulfieber, das sie fast ins Grab bringt. Des Arztes Geschiklichkeit hilft ihr zwar vom Krankenlager auf, allein sie ist noch kraftlos. Zu Beschleunigung ihrer Herstellung giebt man ihr den Rath, alle Morgen spazieren zu gehen; die Arzney, welche man ihr verordnete, erforderte diese tägliche Bewegung. Die einzige Verlegenheit war, einen geraumen Garten in der Nachbarschaft zu finden. Neben dem Hause, in welchem Madam D*** ein Zimmer bezog, war der Pallast des Herrn Marschalls von ***. Der Wirth dieser Witt-

we sprach mit des Marschalls Schweizer, und erzählte ihm, daß diese Dame zu Herstellung ihrer Gesundheit unumgänglich Bewegung haben müsse. Ich verstehe Sie, unterbrach ihn dieser: wir haben einen Garten, der zu Gewährung Ihres V rlangens groß genug ist; die Dame kann alle Morgen bis um eilf Uhr, aber nicht eine Minute darüber, darinn spazieren gehen: denn zu der Zeit steht der Herr Marschall auf, und geht sogleich in se nen Garten; er würde mich schelten, wenn er Fremde darinn sähe.

Der Wirth hinterbringt der Wittwe diese glükliche Entdekkung, und unterläßt auch nicht, ihr die Bedingung, welche der ehrliche Schweizer beygefügt hatte, bekannt zu machen. Madam D*** läßt sich dieselbe sehr gerne gefallen, und überhäuft den Wirth mit Danksagungen.

Sie hatte sich dieses Vortheils vierzehn Tage benuzt, und fühlte schon seine heilsamen Wirkungen: ihre Schönheit nahm ihren Glanz wieder an: kurz, die Reize der Konstancia schienen wieder hervor zu brechen, und der kränkliche Rest machte sie vielleicht anzüglicher. Mitleiden und Liebe sind oft verschwistert.

Die Schikkung wirkte einen unversehenen Umstand. Der Marschall muß, wegen einer Unverdaulichkeit, sein Bette vor der gewöhnlichen Stunde verlassen. Er geht in seinem Zimmer herum. Das erste, was ihm vorkommt, ist eine schwarz gekleidete Dame, die eine Kammerjungfer bey sich hat, und im Garten spazieren geht. Anfangs wird er verdrüßlich, und läßt seinen Schwei-

zer sogleich holen: — Habe ich euch nicht den gemessenen Befehl gegeben, Niemand an einen Ort zu lassen, dessen ich allein froh werden will? und ihr handelt so wider meinen Willen? Indem er dies sagte, verwandte er kein Auge von der Dame. Wer ist die Dame? — Ihro Gnaden verzeihen mir. Diese Dame war unpaß; sie wohnt etliche Schritte vom Pallaste; ihr Wirth kam und bat mich, daß ich ihr doch erlauben möchte, in Ihrem Garten spazieren zu gehen, damit sie bald wieder genesen möge. Auf solche Art habe ich mich erdreistet, gnädiger Herr, Ihre Befehle zu verlezzen . . . . . ich will sie gleich fortschikken. Der Marschall verwandte kein Auge von einem Gegenstande, der ihm immer interessanter wurde: — Nein, laßt . . . . laßt sie . . . Wißt ihr nicht, wer sie seyn mag? — Sie ist die Wittwe eines Parlamentsraths; sie ist hier wegen Betreibung eines beträchtlichen Prozeßes, den ihr die Verwandten ihres Mannes zugezogen haben, und der vor dem höchsten Gerichte anhängig ist . . . Ich will ihr sagen . . . . Laßt es bleiben; habt ihr mich nicht verstanden? Laßt sie immerfort in meinen Garten gehen, ihr aber ja nicht merken, daß ich sie bemerkt und ihrentwegen mit euch gesprochen habe. Der Schweizer gieng weg, der Marschall rief ihm nach: nehmt sie stets auf . . . . und sehr höflich . . . . sie scheint Respekt zu verdienen . . . . Vergeßt nicht meinen Befehl, alles das zu verschweigen, und besonders stehe es ihr frey, zu jeder ihr gelegenen Stunde Eintritt zu haben . . . . diese Frau hat gewaltig viel Einnehmendes . . . sie kann ihren Prozeß unmöglich verlieren!

Madame D*** wußte nicht, welcher Ursache sie die unbegränzte Höflichkeit des Schweizers zuschreiben sollte, der ihr deren noch mehr erwies, und sie bat, sich des Spazierganges so viel sie wollte zu bedienen: — zu jeder Stunde, Madam, zu jeder Stunde.

Sie wurde noch ungleich mehr bestürzt, da man in der Folge den Marschall bey ihr anmeldet. Madam, sagte dieser Herr, es ist ein nachbarlicher Besuch, um dessen Annehmung ich Sie bitte; ich habe vernommen, daß Sie des Spazierganges bedürfen: ich komme, Ihnen meinen Garten, mein Haus anzubieten; schalten Sie nach Belieben mit allem, was mir angehört. Die liebenswürdige Wittwe antwortet mit dem Geiste, vorzüglich mit der Empfindsamkeit, die sie auszeichnete: sie giebt dem Marschall eine Erläuterung über die Ursache, welche sie zur Hauptstadt brachte, äußert ihr Leidwesen über einen Verlust, der ihr stets im frischen Andenken seyn werde. Madam, es soll sich zu Linderung Ihres Grams alles vereinigen. Sie haben einen Prozeß: ich nehme die Betreibung desselben auf mich, und will meine wenige Macht anwenden, um Ihnen zu dem Rechte zu verhelfen, das Ihnen gewißlich gebührt: Sie müssen nothwendig eine gerechte Sache haben. Madam D*** nahm das edelmüthige Anerbieten dieses Herrn an, der es bey diesem einzigen Besuche nicht bewenden ließ, sondern sie sehr vervielfältigte.

Kurz, der Marschall konnte ohne die zaubervolle Wittwe nicht mehr seyn: sie zog ihn von Tage zu Tage immer mehr an sich, und er wußte nicht, ob er

ihrem Verstande, oder ihrer Schönheit, oder dem vortreflichen Gefühle, das sich auch den geringsten Kleinigkeiten mittheilte, den Vorzug geben sollte.

Man kann denken, daß ein dergleichen Sachwalter mit Eifer und Wärme in Durchsezzung einer Angelegenheit zu Werke geht. Die Sache der Madam D*** hatte einen günstigen Ausfall für sie, und wurde ganz nach Wunsche entschieden. Da sie dem Marschall ihre Erkenntlichkeit bezeigen wollte, sagte er zu ihr: Madam, ich bin Ihnen Dank schuldig; Sie haben mich mit Tugenden und Reizen bekannt gemacht, die unter uns wenige ihres Gleichen haben. Sie haben auch einen Prozeß mit mir, und die Gerechtigkeit erfordert es, daß Sie ihn gewinnen. Voraus gesezt, daß der Gewinnst Ihnen angenehm seyn möge, biete ich Ihnen mein Herz, mein Vermögen, meine Hand an: werden Sie meine Frau!

Nun enthüllte Madam D*** die ganze Würde ihres Charakters, und zeigte, daß sie die Wunder verdiene, welche das Verhängniß zu ihrem Vortheile zu wirken schien. Erstlich überließ sie sich der erkenntlichen Aufwallung, wobey sie aber ihren Seelenstolz nicht verlohr. Darnach offenbart sie mit einer bewundernswürdigen Freymüthigkeit, die ihrer Tugend Ehre machte, ihre niedrige Herkunft, und kommt, ohne zu erröthen, auf die vom Saint Jean ihr angetragene Ehe, die sie, nach ihrem beherzten Bekenntniße, für vortheilhaft angesehen hatte. Diese Geständniße brachten sie ganz natürlicher Weise auf die Umstände, den Herrn D*** betreffend, welchen sie ihren ersten Wohlthäter nannte, und dessen Andenken sie

ewig in Ehren halten wird. Sie sehen, Herr Marschall, fügte diese erhabene Frau hinzu, welche Bewandniß es mit mir hat: ich würde mich herabsezzen, wenn ich Misbrauch von einer Neigung machte, die sie selbst in kurzem verwünschen würden. Konstancia ist nicht gebohren, um nach dem Range der Frau Marschallin von *** zu trachten; höchstens ist es mir erlaubt, auf den, meiner Fühlbarkeit so schmeichelhaften Namen Ihrer Freundin, Ihrer, durch Ihre Gnade äußerst gerührten Freundin, Anspruch zu machen . . . — Konstancia sollte auf dem vornehmsten Throne der Welt sizzen, ruft der Marschall aus, und wirft sich vor ihr nieder, ich habe keine Krone, die ich anbieten könnte; aber ich sage es nochmals mit Freuden: sie wird sich meine Hand und mein Herz gefallen lassen. Die Wittwe will antworten. Alles Sträuben ist vergebens, Madam! Sie werden sich doch nicht weigern, das Glük meines Lebens zu machen! In der That dies wäre mir die höchste Glükseligkeit, dafern meine geringen Geschenke eine würdige Belohnung dessen seyn könnten, was ich bewundere, was ich in Ihnen verehre. Ja, ich werde stolz darauf seyn, ihr Gemal zu heißen: ich werde es Jedem mit Eitelkeit sagen.

Die Folgen, welche eine so ernstliche Erklärung haben mußte, und die man leicht voraus sieht, übergehen wir.

Die Frau Marschallin beträgt sich zu Paris bey Hofe nach eben den Grundsäzzen, welche ihr als Madam D*** einen vortreflichen Namen gemacht hatten. Des unächten Glanzes der Größe enthält sie sich, dage-

gen läßt sie dieselbe in ihren Gesinnungen und Handlungen schimmern. Sie liebte ihren Mann als Freundin und als Frau, hatte gegen ihn immer die zärtliche Aufmerksamkeit, die blos aus einer lautern und thätigen Liebe entspringen kann. Vor dem Hofe entsezte sie sich nicht: sie brachte das erhabene und einnehmende Schauspiel ihrer Tugenden dahin. Ludwig der Vierzehnte, der Monarch, der sich auf ausgezeichnete Eigenschaften so gut verstand, hatte den Damen, die um ihn seyn durften, die Frau Marschallin zum Muster vorgeschlagen. Ihr Pallast in der Hauptstadt war der sichere Zufluchtsort der Hülfsbedürftigen. Weit entfernt, sich in Beyseyn ihrer Landsleute zu schämen, oder wegen ihrer Erhöhung sich hochmüthig zu geberden, dachte sie mit Vergnügen an den verächtlichen Stand, aus dem sie eine Vorliebe der Vorsehung gehoben hatte: denn bey dergleichen Wechsel läßt sich da Wunder nicht verkennen.

Die Marschallin wird wieder von dem Unfalle getroffen, der ihr schon einmal begegnet war: sie wird Wittwe; ihr neuer Gemal äußerte meist die nämlichen zärtlichen Gesinnungen und Beweise, so wie ihr erster Gatte gethan hatte. Er gab seiner Gemalin Proben einer eben so bestätigten Liebe und Achtung.

Man sollte glauben, daß das Verhängniß, jene gütige Fee, von welcher die Konstancia, gleichsam schon in der Wiege zu ihrem Lieblinge erkiest worden war, die ganze Fülle ihrer Gunst auf sie schon ergoßen gehabt hätte: allein sie überschüttete dieselbe mit neuen Gunstbezeugungen, das heißt, sie hebt sie auf den Gipfel

der Herrlichkeit, welche uns auf der Erde bekannt ist. Der König Casimir, der nach Niederlegung der polnischen Krone sich nach Frankreich begab, und Besizzer der Abtey St. Germain wurde, lernt die Frau Marschallin kennen, und fühlt sich eben so bezaubert, wie vor ihm der Rath und der Marschall gewesen waren. Er wirkt bey dem Pabste eine Dispens aus, kraft welcher ihm dieser die Beybehaltung der Abtey erlaubte, und vermählt sich insgeheim mit dieser so außerordentlichen Frau, welche die äußerste Staffel der Erhöhung ersteigt, und sich stets gleich bleibt *) Als Königin vergißt sie die Marschallin nicht, die Räthin nicht, und noch weniger die Konstancia, deren Tugenden, deren ungekünsteltes Wesen, deren einnehmende Bescheidenheit sie beybehält. Sie überlebte den Casimir, den sie über den Verlust eines Königreichs tröstete, und verdiente die Achtung, die Bewunderung, die Zuneigung, die wahre Ehrerbietung bis auf den Augenblik, in welchem sie eine so lange und wichtige Laufbahn vollendete, welches im Jahre siebenzehnhundert und dreißig oder zwey und dreißig geschah. Ludwig der Vierzehnte hatte gesagt: „Wenn diese Frau „noch etliche Jahre lebt, so darf man sicher glauben, „daß sie endlich noch des Pabstes Gemalin wird.„

*) Diese lezte Vermählung wird von vielen ihrer Zeitverwandten bezeugt.

Das Verhängniß.

Jezt haben wir ein stets begünstigtes und von dem Verhängniße mit Wohlthaten überhäuftes Wesen gesehen: nun soll unsern Augen das Widerspiel vorgelegt werden, welches die Lehre von der Bestimmung bestätigen würde, dafern sich nicht die auf die Religion gegründete Philosophie wider dieses System entrüstete, das den schwachen Menschen vollends muthlos macht. Nach dem, was unsere Augen sehen, sollte man fast glauben, daß es unter uns verworffene, zum Unglüke verurtheilte, und den grimmigen Launen eines bösen Genius überlassene Wesen gäbe. Die öffentlichen Blätter sind von dem folgenden schauderlichen Vorfalle voll gewesen.

Anton Cußoni, ein reicher Kaufmann zu Cadix, hatte zwey Söhne; den einen widmete er dem nämlichen Gewerbe, das er eben so redlich als emsig betrieb, und er sollte ihn nach Indien schikken. Dieser Sohn hieß Karl: sein Vater liebte ihn sehr; allein er gehörte nicht unter diejenigen Eltern, welche, dieses Namens unwürdig, aus einer vorgeschüzten Zärtlichkeit, blos mit ihrer blinden Eigenliebe zu Rathe gehen, und einzig auf ihren eigenen Nuzzen bedacht, der vornehmste Abgott sind, dem sie opfern, und das Gedeihen ihrer Familie ihrem Belieben Preis geben. Cußoni fühlte die Verbindlichkeit, sich von seinem Sohne zu trennen, nachdrüklich, und beschleunigte den Zeitpunkt dieser Trennung.

Im Alter von sechszehn Jahren bekam der junge Mensch also sein Gut, und schiffte sich, von den Thränen seiner Eltern benezt, nach West-Indien ein. Beyde flehten den Himmel um Begünstigung seiner Reise an, und alle Umstände prophezeihten Glük. Jahrszeit und Wind waren günstig; nie war ein Schiff unter glüklichern Vorbedeutungen aus dem Hafen gelauffen: alles vereinigte sich zur Beruhigung der mütterlichen Zärtlichkeit. Die mütterliche Unruhe geht, wie bekannt ist, über alles. Sie fragten sich immer: wie viele Tage hat Karl noch auf der See zuzubringen? wenn wird er um das so gefährliche Vorgebürge, Landesende, seyn? werden wir nicht vor seiner Ankunft in Amerika Nachricht bekommen? Der Himmel trübte sich. Gott! es zieht sich ein Wetter zusammen! jezt ist unser Sohn vielleicht den Schrekken des Sturms ausgesezt!

Endlich erhalten sie Nachricht, sehr verschieden von der, die sie wünschten. Ihre Besorgniße waren nur zu gegründet: Sie vernehmen, daß das Schiff, Los Spidros, auf welchem der Jüngling war, über der Meerenge von Gibraltar hinaus, einen Windstoß erlitten hatte, durch den es an eine Klippe geworffen und zertrümmert worden wäre, und daß der größte Theil der Mannschaft mit dem Schiffe zugleich untergegangen sey. Erbarme es Gott! rief die Mutter aus: mein Sohn .... ist unter den Unglüklichen, welche die Wellen verschlungen haben! ... Ihr Mann will ihr einen Blik von Hofnung geben. Allein wie sollte er die Frau zufrieden stellen, da er selbst der Betrübniß überlassen, sich kaum der Gewißheit eines Unglüks erwehren

konnte, von welchem er nur zu sehr überzeugt war. Doch war er sich noch so mächtig, daß er genauere Untersuchung einzog: aber alles war fruchtlos, und diente nur zur Bestätigung des Verlustes, der sie bekümmerte.

Die ganze Familie nahm Theil an ihrer Beängstigung. Die Mutter war untröstlich, und der Kaufmann konnte seinen Harm mit nichts lindern, ob ihm gleich noch ein Sohn übrig blieb. Wir haben ihn zum Eingange gelobt: allein ein Fehler, der vermuthlich mit dem Himmelsstriche in Verwandschaft steht, verdunkelte seine guten Eigenschaften. Er war eifersüchtig: und wem sind die schreklichen Ausschweifungen unbekannt, zu welchen das menschliche Herz von dieser Leidenschaft hingerissen wird.

Cußoni kommt nach Hause, findet eine Mannsperson in den Armen seiner Frau. Sogleich bemächtigt sich die Wuth der Eifersucht seiner Seele; er nimmt einen Dolch, schießt auf den los, den er für den Stifter seiner Verunehrung hält, und strekt ihn halb todt zu seinen Füßen hin. Er wollte fortfahren, und seine Rache selbst an seiner Frau auslassen, als eine klägliche, seinem Ohre nicht unbekannte Stimme, ihm zu Herzen dringt; der Verwundete hat sich umgewendet, und kehrt das Eisen ab, welches seine Frau durchbohren sollte. Cußoni erkennt sein Opfer. Welcher Anblik! es war . . . es war sein Sohn; derjenige, den er von den Fluthen begraben glaubte. Der unglükliche Vater erhob ein schrekliches Geschrey: — Was habe ich gethan? . . . . ich der Mörder meines Kindes! Der

sterbende Jüngling war zu seinen Füßen hingekrochen, und hatte kaum so viel Zeit, um zu erzählen, wie er dem schreklichen Schiffbruche entkommen, und nach Hause geeilt sey, und sich seiner Mutter um den Hals geworffen habe, die aus Uebermaas der Freude ohnmächtig geworden war: — Mein Vater . . . mein Vater! versezte er ferner, schenken Sie mir Ihre Umarmung! ach! ich beklage Sie weit mehr, als mich selbst! ich muß das Leben einbüßen . . . . und Sie werden sich meinen Tod vorwerffen! . . der nicht Ihr Werk ist, mein Vater, gar nicht Ihr Werk: es ist die That eines traurigen Ohngefährs: ja, ein grausamer Irrthum ist die Schuld dieser Missethat. Gott mit Ihnen, mein Vater! Mir sey es erlaubt, an dem Herzen meiner Mutter zu verscheiden! und er schlich hin zu ihr.

Cußoni hatte das Bewußtseyn verlohren. Seine Frau hingegen gab nicht das geringste Lebenszeichen mehr von ihr; das Kind war in ihren Armen verschieden.

Cußoni schlägt die Augen auf: sein erster Blik war auf dieses schaudervolle Bild gerichtet, auf den Leichnam seines Sohnes, den seine noch sinnlose Frau aus einem unbegreiflichen Naturtrieb zu preßen schien. Der Kaufmann, von der gewaltigsten Verzweiflung übermannt, sieht kein anderes Mittel, als sein eigener Mörder zu werden: er kehrt den von dem Blute seines Sohnes noch rauchenden Dolch gegen seine Brust, und stößt zu. Sein ältester Sohn tritt herein, läuft auf ihn zu, und reißt ihm den Dolch heraus. Welche Vermehrung der Trauer! welcher Zustand! da die Mutter

ter ihre Augen wieder eröffnet, sie auf ihren Sohn heftet, ihn mit blutigen Thränen überströmt, ihn umarmt, ihn vergebens zum Leben ruft. Ihr anderer Sohn, bald zu den Füßen seines verschiedenen Bruders, bald vor seinen Eltern in knieender Stellung, beschwor sie beyde zu leben, und die unerhörte That, für welcher die Natur schauderte, lediglich auf das Verhängniß zu schieben.

Diese beyden Unglüklichen leben, aber zu ihrer Quaal, in steter Raserey und Verzweiflung. Wahnsinnig fragen sie sich nach ihrem Kinde, suchen sich, stoßen einander mit Abscheu weg: — Wo ist mein Sohn? . . . wo ist Karl? . . Ha! ich seh' ihn . . . ich seh' ihn . . über und über blutig! . . . Schaft mir meinen Sohn wieder! . . er soll ermordet seyn . . . und . . . nennt mir die Mörder! sie sollen unter meinen Stößen fallen . . . . . Ich bin es! ich bin es! hier ist dein Henker! stoß zu, mein Sohn! . . . vergieß mein Blut . . . . Karl kommt! ich hör' ihn! Du bist dem Schiffbruche entronnen! . . ich habe dich in meinen Armen! . . Blut! . . dein Blut, von welchem meine Hände roth sind! . . Barbaren! ihr wollt mir es wehren, meinen Sohn zu rächen, zu sterben! Laßt mich dies Herz mit dem nämlichen Dolch durchstoßen! — Fliehe Unglüklicher! du bist nicht mehr mein Gatte! . . ein Vater der Mörder seines Kindes! . . . Stirb eines tausendfachen Todes! . . Sprich mir Trost zu, lieber und unglüklicher Gatte! trokne meine Thränen . . . . ich sterbe . . . laß uns zusammen sterben!

So sprachen sie; so hoch war der Wahnsinn dieser Unglüklichen gestiegen. Das Kind, das ihnen übrig

war, wartet und beweint sie bey Tage und bey Nachte. Jämmerlicher ist empfindsamen Seelen kein Schauspiel vorgekommen. Das vernünftelnde Mitleiden thut vielleicht einen unmenschlichen Wunsch für diese beyden unseligen Opfer eines Verhängnißes, von dem man so wenige Beyspiele hat: man wünschet ihnen den Tod; und ihr Seyn kann nicht zu früh aufhören. Mit Entsezzen spricht man dergleichen aus. Leider giebt es Uebel, gegen welche der Tod, der schnelle Tod, das einzige Hülfsmittel ist. In dergleichen Vorfällen bleibt dem elenden Wesen kein andrer Weg übrig, als die Augen gen Himmel zu erheben, und auszuruffen: „Allmächtige Gottheit, wie unbegreiflich bist du!„

So wird die unbesonnene Eifersucht bestraft: man sage nicht, daß die Züchtigung größer als die Missethat sey. Doch ist es dem menschlichen Herzen erlaubt, auch solchen Vergehungen sein Mitleid zu schenken, das von der Gerechtigkeit des Himmels eher Nachsicht zu hoffen hat, als liebloses Richten.

Die Schönheit in jedem Zeitalter.

Wir könnten keine schiklichere Gelegenheit ergreiffen, und unter keinen günstigern Umständen eine Geschichte bekannt machen, welche die Absicht hat, das Gebiet und die Herrschaft der Schönheit, deren Macht durchgängig verehrt wird, zu erweitern. Wenigstens sind wir gewiß, daß wir der Kunst zu gefallen, mehrere und zugleich dauerhaftere Mittel verschaffen werden. Könnten wir zu Entdekkung eines Geheimnißes, das einem Geschlechte so wichtig ist, welches über die Erhaltung einer Macht eifrig zu wachen hat, eine bequemere Zeit brauchen, als die jezige ist, da es sich mit Kenntnißen befaßt, welche nur uns vorbehalten zu seyn schienen, da man neben einem Toque und andern Denkmälern der modischen Ausschweifung, auf den Nachttischen die bepuderten Bücher aufgeschlagen sieht, welche die Geheimniße der trokkensten Wissenschaften enthalten, da unter den großen mit Blumen und Bändern belasteten Hüten die sehnliche Wißbegierde ungeduldig hervorkeimt. Was ich den Damen lehren will, wird ihnen ohnstreitig eben so nüzlich seyn, als oberflächige und seichte Begriffe von der Mathematik, der Methaphysik, der Sternkunde u. s. w. **Die Gabe, bis auf den lezten Augenblik des Lebens zu gefallen: heißt dies nicht ihnen eine Art von Unsterblichkeit ankündigen?**

Das Fräulein von R***, das wir Cecilia nennen wollen, hatte von der Natur alle die mannichfaltigen Züge bekommen, welche die Schönheit ausmachen. Ein edler und zierlicher Wuchs, eine glükliche Mischung der blendenden Lilie und der röthenden Rose auf einem Gesichte, dessen runder Umriß das Auge durch Verhältniß und durch Regelmäßigkeit entzükte; überdies die charakteristische Zeichnung, nebst schönen verführerischen Augen, feurig und schmachtend, mit dem holden Lächeln der Venus, und dem lieblichen Munde der Hebe: so war die bezaubernde Cecilia beschaffen, und diese Zauberin zählte noch nicht volle sechszehn Jahre. Alles was ihr nahe kam, das erwies ihr Ehrerbietung, ja gewissermaßen eine göttliche Verehrung; so gar ihre Mutter war immerwährend entzükt; ihre einfältige Liebe gegen ihre Tochter konnte sich nicht genugsam äußern. Sie verschwendete übertriebenes Lob an ihr, und dem Pygmalion ähnlich, der in seine eigene Statue verliebt war, that sie frey und öffentlich stolz darauf, daß sie einem solchen Wunder, wie sie die Cecilia nannte, das Leben gegeben habe. Wie wäre es möglich gewesen, daß Fräulein von R*** so vielem verderblichen Lobe hätte widerstehen können? Auch ward sie ganz benebelt von dem Gifte der sinnlosen Eitelkeit, ihre Vernunft schwindelte, und der Glaube kam ihr nicht schwer an, daß sie vor allen Frauenzimmern der ausgezeichnetsten Verehrung würdig sey. Wenn sie sich nicht in einem Spiegel an ihrer Schönheit weiden konnte, so las man auf ihrem Gesichte die zuversichtliche, einfältige und lächerliche Eigenliebe, und die schmeichelhafte Meynung, mit der sie sich von ihren Reizen unterhielt. Aus dieser

elenden Selbstliebe floßen nothwendig alle die schreklichen Fehler her, welche die Folgen dieses gröblichen Rausches sind: Eine stolze Verachtung, die für die andern, besonders für die Personen ihres Geschlechts sehr kränkend war, welche den Schein hatten, sich mit ihr vergleichen zu wollen, folglich eine offenbare Neigung, diese kühnen Mitbuhlerinnen zu schmähen, und zu verleumden; eine gränzenlose Eifersucht; eine unerschöpfliche Begierde zu gefallen, die sich aus ihrem ängstlich gesuchten Puzze abnehmen ließ; ein herrschsüchtiger, hochmüthiger Charakter, lauter verkehrtes und lächerliches Wesen, das noch über die kleinlichen Streiche gieng, von denen die Gesellschaft voll ist; eine völlige Verläugnung der Urtheilskraft; ungebildet in allem dem, was zum Nachdenken, zur Ueberlegung, zur Betrachtung seiner selbst leiten kann; ein Kopf, der blos mit Kenntnißen der Musik, der Tanzkunst, mit abgeschmakten Romanen nach der Mode angefüllt war; — denn alles, was Mode war, darnach wurde gesehen, das würde gelernt, daran wurde Theil genommen, davon ließ man sich hinreißen. Dies ist das ganz getreue Gemälde der unglüklichen Cecilia: wir sagen, der unglüklichen; denn ist das nicht das Uebermaas von Unglük, wenn man von einer so traurigen Verblendung heimgesucht wird? Durch wen war Fräulein von R*** so verwildert? Durch die Thorheit einer Mutter, die aus ihrer Geburt einen Abgott machet, und durch die niedrige Gefälligkeit, durch die schimpfliche Schmeicheley der Speichellekker, welche sich mit dem Namen, Freunde, schmükken. Wie viele Frauenzimmer sind eben so verblendet, als diese unglükliche Cecilia! wie viele der rei-

zenden Wesen würden einen guten Verstand, Tugenden und alle die glüklichen Eigenschaften besessen haben, welche eine würdige Gattin, eine würdige Hausmutter machen, wenn man ihre Kindheit nicht mit dem Gifte der Schmeicheley verdorben hätte, welches die Vernunft und das Gefühl zugleich zerrüttet; wenn man ihnen beherzt und redlich gesagt hätte, daß die Anziehungskraft und die Herrschaft eines Frauenzimmers desto größer werde, je mehr es die Kunst zu gefallen, in die Vervollkommnung des Verstandes und der Seele sezzet; daß die Anmuth durch wesentliche Talente, durch die Tugenden unendlich vermehrt und verewiget werde; daß unter der in guten Werken geübten Seele und unter der Leibesgestalt eine beständige Stimmung herrschen müße; daß die Liebe zum wahren Schönen, und ein zugleich fester und liebenswürdiger Charakter nothwendig aus dem Erziehungsplane entspringen; kurz, daß man durch diese Mittel dahin gelange, der öffentlichen und seiner eigenen Achtung würdig zu seyn, und sich und den Nächsten glüklich zu machen; der einzige Zwek jedes denkenden Wesens. Ist es aber, ohne die Achtung anderer, und ohne seine eigene, möglich, glüklich zu seyn? Fräulein von R*** konnte es auch nicht werden, und noch weniger denjenigen glüklich machen, der sein Schiksal mit dem ihrigen vereinigen würde.

Die meisten Männer werden vom Aeußerlichen hintergangen: sie sind gleich denen albernen Schmetterlingen, welche vom verführerischen Lichte angelokt, hinfliegen, und in demselben Flügel und Leben einbüssen. Da Cecilia das Alter erreicht hatte, in welchem

die Eltern auf die Versorgung eines Mädchens bedacht sind, so sah sie sich in kurzem von einer Schaar Anbeter umringt; dem Herrn von N*** wird der Apfel zum Preise; sein Reichthum ertheilte ihm den Ausschlag über seine Mitwerber. Er hatte aber noch mehr als den bloßen Reichthum, eine Menge persönlicher Annehmlichkeiten und herrlicher Eigenschaften. Nach dem Gleichniße vom unglüklichen Schmetterlinge, wird er also von den Reizen des Fräuleins gekirrt, und trägt den Vortheil davon, daß er ihr Gemal wird, und als Gemal behält er einige Zeit die ganze blinde Eigenschaft der Liebe; nur nach und nach fällt ihm die betrügerische Binde von den Augen. Der unglükliche Mann wird endlich der hinterlistigen Täuschungen entrißen: er nimmt mit Seufzen alle Mängel seiner Frau, die ihren Ausbruch erreicht haben, und den ganzen Grad der Macht wahr, den Thorheiten erreichen können, die durch einen scheinbar günstigen Erfolg bestärkt, und durch das Beyspiel aufgemuntert werden.

Herr von N*** braucht die geschiktesten und behutsamsten Mittel, um diesem Ausbruche vorzubauen: sie sind fruchtlos. Er bedient sich der Vermittelung seiner Freunde, die eben so wenig gehört, oder als Pedanten, als beschwerliche Hofmeister, als Leute ohne Weltkenntniß behandelt werden. Der Gemal versucht es mit gutem Rathe, mit Vorstellungen: sie beharret bey ihrer Unlenksamkeit, bey ihrer schnöden Halsstarrigkeit; ja, sie vergißt sich so sehr, daß sie ihm frostig und höhnisch begegnet; und zu seinem Unglüke liebt der rechtschaffene Mann seine Frau noch.

Herr von N*** weiß sich keinen Rath mehr; er schreibt die beweglichsten Briefe: sie werden nicht mehr gelesen; man begnügt sich, ihm mit vieler Bitterkeit zu sagen: — Mit Ihnen ist kein Auskommen! nie ist eine Frau unglüklicher gemacht worden! Soll ich etwan gar als Ihre Sklavin, an Ihre Seite gekuppelt, Ihren Grillen unterthänig seyn, mich wie die geringste Bürgersfrau tragen, meinen Umgang abschwören, aller Schauspiele entbehren, mich lebendig vergraben? Gott! über die Ehe! zu einer solchen Sklaverey hatte mich meine Mutter nicht erzogen: es wäre eben so gut, mich in ein Kloster zu stekken, und .... ich will es auch thun; ja, ich will .... dort sterben ... und hier entronn den schönen schwarzen Augen, die den thörichten Liebhaber gefeßelt hatten, und dem schwachen Ehegatten ihre Macht noch empfinden ließen, ein Guß von Thränen. Also schlukt er seinen Gram in sich, und erwartet von der Zeit und dem Alter, daß seine Frau vernünftiger werde, in der Meynung, daß ein kluger Ehemann sich schwer entschließen müße, Fehler zu offenbaren, welche, nach dem höchst ungerechten und höchst albernen Vorurtheile, der strafbarste Theil nicht allemal am meisten büßet.

Frau von N*** anstatt die geringste Rührung nach einem so ungebührlichen Auftritte zu spüren, geht und vertieft sich in dem Strudel der Gesellschaften. Im Herzen war sie zwar ihrem Manne ergeben, aber den Schein wollte sie nicht haben, und um des Scheines willen liebt manche Frau Ihren Mann nicht. Ohne ihre maaslose Gefallsucht durch grobe Ausschweifungen

zu bestätigen, drängt sie sich noch begieriger in die Gesellschaft und unter die gedankenlosen Schwäzzer, jene verächtliche Brut, deren Beruf darinn besteht, daß sie aus lästigem Müßiggange von Gesellschaft zu Gesellschaft streift, und den Frauenzimmern die Zeit mit unnüzzem Geschwäzze, oder mit Schmähreden und Verleumdungen vertreibt, welche von Gekken als wizzige Einfälle aufgenommen werden.

Diese Schönheit, der Gegenstand des täglichen Lobes, hat ihre verhaßte Tyranney in kurzem kenntlich gemacht: ihr herrschsüchtiger Wille war, daß man sich vor ihr schmiege, ihre wunderlichen Grillen zu unverbrüchlichen Gesezzen mache, ihr die andern Frauenzimmer aufopfere, die sie selbst auf die boshafteste und abgefeimteste Weise verwundete. Sogar die Männer lernen sie endlich kennen und verabscheuen; ihr eigenes Haus flieht man, und die Thüren fremder Häuser verschließt man vor ihr; ihre Freunde, oder vielmehr ihre Bekannten, überlassen sie ihrem Wahnwizze; ihr Umgang ist unausstehlich geworden, und ihr Herz und Verstand sind durchaus verdorben. Auf einmal sieht sie sich verworfen, und hat diese Art von Züchtigung, die sie von allen Seiten trifft, nicht wahrgenommen. Alles geht von ihr, und sie bleibt alleine, mit ihrem Nebel der Thorheit und der unbespannten Eigenliebe, deren Possenspiel sie ist, umgeben.

Ihr Mann hatte sich fest entschlossen zu schweigen, und seine Frau bey der ausschweifenden Buhlsucht beharren zu lassen, die zwar im Grunde unschuldig, aber dennoch sehr zu tadeln war. Um eine ehrbare Frau

seyn zu wollen, ist es nicht genug, sich nichts vorzuwerffen zu haben, sondern man muß auch von dem Scheine gerechtfertiget werden.

Die bethörte und bezauberte Frau von N***, deren Gesundheit bisher geblühet hatte, wird krank: ihr bekümmerter Mann vergißt alle Beleidigungen, hört blos seine Liebe, und nimmt sich ihrer sorgfältigst an. Allein aller Wachsamkeit und Vorsorge ungeachtet, nimmt die Krankheit doch zu; endlich bricht das Uebel, welches einem begeisternden Geschlechte so fürchterlich ist, mit seiner ganzen Gewalt aus: es waren die Blattern, und zwar die von der schlimmsten Art befielen die Frau von N***. Im zwey und zwanzigsten Jahre sieht sie sich am Ende einer Laufbahn, die sie, so zu sagen, erst betreten hat. Sie hatte, wie gesagt worden ist, ihren Mann stets geliebt, sich aber wenig bestrebt, ihm diese Liebe zu zeigen. In dieser lezten Frist erwachte dieses Gefühl. Die Ursache lag entweder in den rührenden Beweisen, welche ihr der Mann von der seinigen gab, und die sie zur Erkenntlichkeit aufforderten, oder die Todesfurcht gab ihr vielleicht Licht über ihre Obliegenheiten. Die Art der Krankheit, von der sie heimgesucht wurde, war ihr — muß man wissen — unbekannt. Ihr behutsamer Mann, der nur zu gut wußte, wieviel ihr an ihrer Gestalt gelegen war, sparte ihr, so viel er konnte, diese schreckliche Gewißheit, daß das Absterben ihrer Schönheit ihrem körperlichen und würklichen Tode vorausgegangen wäre, weil der erste einem Wesen, das keinen andern Vorzug und kein anderes Glük kennt, als mit den Zeichen einer schönen

Frau begabt zu seyn, vielleicht am wehesten thut, und am schwersten zu ertragen ist.

Die Geschiklichkeit des Arztes, und die Jugend, welche noch mächtiger ist, als alle Arzneymittel, helfen der Frau von N*** wieder zum Leben: allein jene so anzüglichen, blizzenden Reize, mit der sich ihre gebieterische Eitelkeit so vermessen brüstete, waren auf immer verschwunden, und eine Häßlichkeit, der nicht abzuhelfen war, hatte ihre Stelle auf immer eingenommen. Der Mann freute sich wegen seiner gebrauchten Klugheit: das unglükliche Geheimniß, die gräßliche Veränderung war dem Opfer einer so grausamen Krankheit noch nicht geoffenbaret worden. In welches Wehklagen, in welche trostlose Verzweiflung wird sie ausbrechen, wenn der traurige Spiegel ihr den erlittenen Verlust offenbaren wird! Herr von N*** und alles was um ihn war, wurde von dieser traurigen Aussicht gepeiniget; umsonst begehrte sie den Grund der Unruhe und Angst zu wissen, die sie auf den Gesichtern bemerkte: entweder man beantwortete ihre dringenden Fragen gar nicht, oder die Antworten waren ihr nicht befriedigend. Doch es wurde von Tage zu Tage besser mit ihr; mit ihrer Genesung fand sich ihre Selbstliebe, die Liebe ihrer Schönheit, wieder; sie verlangt einen Spiegel. Man gehorcht ihr eben nicht auf den Wink; man sieht einander an, und weiß sich keinen Rath. Liebes Weibchen, spricht der Mann, noch ist es nicht Zeit, dich mit dem Bespiegeln abzugeben: warte noch, ich bitte dich inniständig, bis du mehr zu Kräften gekommen seyn wirst. . . . Frau von N*** läßt sich nichts sagen; ist taub

gegen alle Vorstellung, gegen alles Bitten, und fordert schlechterdings, daß man ihren Befehlen gehorche. Ihr Gemal, durch ihr unabläßiges Bitten und Weinen bewogen, läßt sich endlich gefallen, und befriediget ihr Verlangen. Der Spiegel wird langsam, gleichsam mit Bedauern, herbeygebracht. So wie ihn die Frau von N*** in die Hände nahm, warf sich ihr Mann vor ihrem Bette nieder, öffnete den Mund, um mit ihr zu sprechen, und sie auf den Anblik vorzubereiten. Sie sieht sich: sie blikt ohne Verwendung starr auf den Spiegel, und scheint sich mit nachdenker Aufmerksamkeit zu betrachten, und läßt keinen Laut, kein Wort, keine Geberde merken, die Entsezzen verrathen könnte. Alles was sie sagte, war, man sollte ohne Verweilen aus ihrem Zimmer gehen, und ihr den Spiegel lassen.

Kaum befindet sich Frau von N*** alleine, so wirft sie ihren Blik nochmals auf dieses Schrekenglas: ein tiefes und würklich philosophisches Nachdenken begleitet diese neue Musterung; ihr Geist wurde gleichsam von der langen Schlafsucht verlassen, in der er gewesen war: tausenderley Gedanken fiengen an, in ihrem Kopfe zu entstehen, und ihr Kopf wurde schwer: das Licht der Vernunft fiel in ihn, so wie die Strahlen in einen finstern und plözlich erleuchteten Ort; oder ihm geschah, wie einem Blindgebohrnen, von dessen Augen sich die Häute ablösen, und der das Tageslicht zum erstenmale erblikt. Frau von N*** ist gleichsam neu geboren, hat eine neue Seele empfangen; mittelst einer Umwendung, die an das Wunder gränzt, hat sie das Herz, sich dessen genau zu erinnern, was sie gewesen

war, und dieses Bild des Vergangenen flößt ihr eben die Kraft ein, das Gegenwärtige anzunehmen; kurz, sie ist nicht mehr die vorige Frau, sondern ein Wesen voll von heldenmäßiger Standhaftigkeit, das sich erhebt, an Größe zunimmt, das alle seine Vergehungen fühlt, seine Schleifwege einsieht, darüber erröthet, und sich nach Besserung sehnt. Ihr Herz öffnet sich der Liebe zur Tugend, wie das von der Finsterniß gedrükte Erdreich dem wohlthätigen und befruchtenden Lichte des Gestirns, das der Vater der Natur ist. Sie fühlt das Bedürfniß, den würklichen Schmuk der wahrhaftig liebenswürdigen Eigenschaften. In dieser so unerwartet glüklichen Stunde, in welcher ihr von der Vernunft, von der Wahrheit die Augen geöffnet worden sind, ist ihre Schönheit, jene Schönheit, die sie für die unächte erkennt, der Gegenstand nicht, den sie bedauert; sie bereut vielmehr den Verlust der Zeit, in der sie versäumt hat, sich die dauerhaften Annehmlichkeiten zu verschaffen, die kostbaren Eigenschaften, die nicht mit uns verwesen, und die sogar unser Andenken noch bey Werthe erhalten.

Der Mann war ungerne fortgegangen: er besorgte, daß sich seine Frau einer ausschweifenden und blinden Verzweiflung überlassen möchte: er kommt kurz darauf wieder. Komm, lieber Mann! sagte seine Frau, so bald sie ihn erblikte, komm! Ich verheele mir den Umfang meines Verlustes nicht. Mir ist alles das genommen worden, was ich, vermöge einer schlechten Erziehung, einzig und allein schäzzen gelernt hatte. Dieser Anblik ist eine wichtige Lehre! und ich bedurfte

derselben. Also weit entfernt, daß ich wegen eines mir so nothwendigen Vorfalls bekümmert seyn sollte, danke ich dem Himmel wegen meiner Umschaffung. Die Quelle meiner Fehler, ja meiner schändlichen Ausschweifungen, ist versogen. Erweise mir die Grosmuth und verzeihe mir; wisse, daß du mir stets werth warst, daß ich den Stand einer Frau nie verunehrt habe: allein meine verkehrte Denkungsart verwehrte mir, dir das Geständniß zu thun, ja ich gestand es mir gleichsam selbst nicht, daß du in dem Besizze meiner Liebe ganz allein warst; würdige mich der deinigen, unterstüzze meinen Entschluß mit deinem weisen Rathe; befördere aus allen Kräften die glüklichen Rührungen, die ich fühle, und über die ich selbst erstaune: mein Herz ist erleuchtet worden, oder es ist vielmehr ein neues Licht in ihm aufgegangen: dir kommt es zu, diese wundersame Veränderung zu unterhalten und zu stärken.

Das Erstaunen, die Verwunderung, die Erweichung des Mannes läßt sich nicht ausdrükken. Anfangs verstummt, ohne Bewegung, ungewiß, ob er dem, was er gehört hat, trauen soll, eilt er, und stürzt sich voll Rührung und Freude, weinend in die Armen seiner Gattin: — Anbetenswürdiges Weib! ja, der köstliche Keim aller Tugenden war in deinem Herzen: blos eine fehlerhafte Erziehung hatte sie erstikt. Laß uns beyde den Zufall preisen, der dir dein wahres Wesen, deinen edlen Charakter, dich dir selbst wieder schenkt: dies ist eine Wohlthat des Verhängnißes, liebe Freundin! von nun an wirst du meinen und deinen Augen die wahre Schönheit zeigen, meine Verehrung, die so lautere, so

schmeichelhafte Achtung, welche jede erhabene und redliche Seele dem tugendhaften und schäzzenswerthen Wesen mit Freuden entrichtet, zeitlebens an dich ziehen.. Du hast nur eine andere Art mich zu beherrschen angenommen; und diese Herrschaft wird sich nicht eher, als mit dir selbst endigen.

Am meisten wird man sich vielleicht darüber wundern, daß diese so löblichen Neignngen fortwährten; mit jedem Tage nahm die Wirkung dieses Wunders zu. Diese Frau, die man nicht genug preisen kann, widmete sich der Wissenschaft, durch welche man sich selbst kennen lernt; bestärkte sich in den vortreflichen Grundsäzzen, und besonders ließ sie sich die Erfüllung der Obliegenheiten einer Ehefrau, einer Hausmutter angelegen seyn. Die Gesellschaften, welche von ihr gewichen waren, wetteiferten um das Vergnügen, sie zu besuchen, sie zu bewundern, und alles drang sich zu ihr. Sie erwarb sich sogar den seltenen Vorzng, daß sie von ihrem eigenen Geschlechte geschäzt und geliebt wurde. Man hörte sie oft sagen: „ich war mit einer betrüg„lichen Larve, welche die Gebrechen meiner Seele ver„stekte, in die Welt gekommen: mit Hülfe dieser Seele, „die jezt gebildeter und erleuchteter ist, will ich nun„mehr die Missethaten meiner Gestalt auszusöhnen su„chen.„ Ihr wurde auch die nur zu flüchtige Schönheit hundertfältig ersezt; gütig, gefühlvoll, großmüthig, zuverläßig, mitleidig, von gleicher Gemüthsart, weise, vernünftig, fröhlich, ohne Geräusch, Feinheit im Verstande, Zärtlichkeit im Gefühle, Offenherzigkeit mit Bescheidenheit verbunden, Geschiklichkeiten in an-

genehmen und nützlichen Dingen, und endlich die Gabe zu gefallen, bis an ihren lezten Lebenshauch: dies waren die Früchte der unerwartetsten und außerordentlichsten Veränderung. Frau von N*** ward nicht altmodisch, ob sie gleich fast neunzig Jahre erreichte; und ihr Andenken hat länger gedauert, als das Daseyn ihrer Person.

Die

Die beyden Freunde.

Täglich hört man in der Welt diese gewißlich wahrheitslosen Wörter, die man unter die schaalen Lügen sezzen kann, welche der Schalkssinn, der sich unter dem hinterlistigen und prächtigen Namen der Höflichkeit verstekt, ausstreut: ich liebe sie wie mein zweytes Ich. Wo findet sich die Seele, welche des Gefühles fähig ist, das uns die Angelegenheiten des Nächsten zu unseren persönlichen macht? das uns mit ihm in einerley Wesen umschaft, so daß wir sein Anliegen im gleichen Grade empfinden? kurz, daß wir ein zweytes Er sind? Man kann es nicht in Abrede seyn, daß es sehr problematisch ist, ob dergleichen Seelen in der Natur wirklich vorhanden sind. Jedoch wird man dem Beweise, den uns eine Thatsache an die Hand giebt, welche sich nicht bezweifeln läßt, nachgeben müssen. Die Provinz Burgund ist der Schauplatz dieser Geschichte, welcher die Prahlerey ihren geborgten Putz nicht gelehnt hat. Weder Religionseifer, noch der Stolz einer unächten Philosophie, noch die Schwärmerey eines abgöttischen Patrioten, haben diese beyspielslose Liebe gewirkt. Sie hat ihren Ursprung aus der Natur, aus dem lautern Gefühle, aus den glüklichen, nicht leicht ergründlichen Verwandschaften, hergenommen. Und wie viele noch gar nicht enträthselte Geheimniße giebt es nicht in unserer Moral? Kann man sich die Ursachen der Zuneigungen sowohl als der

Abneigungen erklären? hat man den Grund entdekt, vermöge dessen man, gleichsam wider seinen Willen, sich gegen ein Wesen angezogen fühlt, indeß man von andern durch eine unüberwindliche Abneigung gleichsam weggestossen wird? Diese räthselhaften Fragen mag die Spitzfindigkeit unserer Metaphysiker auflösen: wir wollen auf unsere Geschichte kommen.

Zwey ehrliche Landleute, Heinrich und Marcellin, waren von Kindheit auf innige Freunde, und ihre Freundschaft die besonders in dem jezzigen Jahrhunderte für ein Meerwunder paßiren könnte, nahm mit jedem Jahre zu. Die Gemeinschaft der Güter, ein Gebrauch, der unter den Spartanern einige Zeit üblich war, und den die ersten Christen wieder in Aufnahme brachten, hatte unter andern den Grund zu der Liebe gelegt, welche diese beyden Freunde an einander feßelte. Sie hatten zur Verwahrung ihrer Baarschaft nur einen Kasten; wenn der eine etwas zu bezahlen hatte, so langte er, ohne es dem andern vorläufig zu melden, in den Kasten, und nahm so viel er bedurfte. Dies Verfahren dünkte ihnen so natürlich, daß keiner des andern Dank deswegen verlangte. Die Vereinigung ihrer Glüksgüter war ihnen eben sowohl ein wechselseitiges Bedürfniß, als die Vereinigung ihrer Herzen. Wenn Heinrichen eine Krankheit, oder sonst ein Hinderniß aufstieß, so zog Marcellin auf seines Freundes Feld, verrichtete seine Arbeit und kam zurük; und Heinrich ließ es sich nicht einfallen, sich deswegen bey ihm zu bedanken, und jener bildete sich auf seinen geleisteten Dienst nichts ein.

Heinrich war verheirathet, und hatte Kinder; Marcellin aber war gleichsam der älteste Sohn: so nahe kam die Freundschaft, welche dieser für jenen hatte, der Natur! Diese zwey zärtlichen Freunde konnten nicht ohne einander seyn. Wenn sie das Hauswesen zu einer Trennung von etlichen Stunden nöthigte, so lag den beyden schäzbaren Leuten nichts im Sinne, als ihre Wiedervereinigung. Ueberdies hatten sie einerley Neigungen, einerley Denkungsart, liebten die nämlichen Ergözlichkeiten, und kleideten sich einer wie der andere. Heinrich sagte immer zum Marcellin: In dir, lieber Freund, liebe ich mich selbst: mir ist, als wenn du mein eigenes Herz wärest: gewiß, wenn ich dich verlöre, so würde meiner nicht mehr viel seyn; dein Grab wäre das meinige.

Heinrich hatte Streit mit Jemanden, und war mit seinem Gegner unsäuberlich verfahren: er wurde zu einer Gefängnißstrafe von etlichen Tagen verurtheilt. Marcellin kam herbeygeeilt: — Wie! mein Freund im Gefängniß? Wo er ist, muß auch ich seyn. Es half nichts, man brachte ihn nicht weg: er blieb bey Heinrichen, so lange als er der Freyheit beraubt war.

Einmal kam der ehrliche Marcellin später als gewöhnlich nach Hause. Heinrich, schon voller Angst, erwartete ihn: — Nun, Freund, was ist dir? . . . . was hat dich aufgehalten? . . . ich weiß nicht . . . . ich merke . . . eine Veränderung in deinem Gesichte! . . . bist du etwan gar krank? Der andere thut sich Gewalt an, will die Unpäßlichkeit verbergen, die er wirk-

lich spürte; stellt sich ruhig, und ist es nicht, sucht die nur zu gegründeten Besorgniße zu heben.

Tages darauf besucht ihn Heinrich in aller Frühe; er findet ihn im Bette: — Marcellin! du verheelst mir, wie es mit dir steht? Du hättest Heimlichkeiten für deinen Freund! seit wann bist du zurückhaltend geworden? Diesem preßt der Schmerz einen Seufzer aus: — Freylich, lieber Heinrich, werde ich seit gestern Abend von einem schmerzhaften Seitenstiche geplagt: dir keine Unruhe zu machen, wollte ich verbergen, wie mir war; nun kann ich es nicht mehr: ja, mir ist sehr schlecht. Mir auch, versezte der ehrliche Landmann, und herzte ihn: wir wollen dir zu helfen suchen.

Im Fluge geht es zum Arzte: — Kommen Sie mir zu Hülfe; Marcellin bedarf ihrer: Daß Gott erbarme! ich bin der Patient selbst; meine eigene Krankheit ist es, die ich Ihnen anvertraue.

Der Arzt kommt, findet den armen Landmann in bedenklichen Umständen, und reicht ihm die Hülfe seiner Kunst. Heinrich schrie immer: Um Gottes willen, versäumen sie kein Mittel, um mich zu retten.... ja, mir, mir werden Sie das Leben retten... Herr, mein Vieh, mein Haus und Hof, meine ganze Haabe... alles wage ich daran, wenn Sie mir meinen Freund wieder aufbringen.

Ohne die Religion, die bey aller Einbuße unsere Trösterin ist, würde man, wie wir schon etlichemal in

in unsern Schriften zu erkennen gegeben haben, auf den Glauben verfallen, daß es irgend einen bösen Geist gäbe, der uns um unser Wohl beneide, das uns in dieser Welt voll Angst und Jammer zu Theil werden kann. Ein solcher hatte diese Herzenseinigkeit, welche aus diesen zweyen Seelen nur eine zu machen schien, gleichsam mit scheelem Auge angesehen.

Aller möglichen Liebe, aller unsäglichen Wartung, aller wachsamen Freundschaft ungeachtet, die Heinrich zeigt, wird es mit Marcellin gefährlich: sein Freund empfindet jeden Grad seines Leidens an sich selbst.

Endlich rückt Marcellin der Frist näher, welche den Traum des Lebens endiget. Welches Bild für seine zweyte Hälfte! Der Kranke sucht ihn zu beleben, denn er starb mit ihm: — Freund! Freund! du hast Frau... und Kinder... — wenn ich dich nicht mehr habe, Marcellin, so ist für mich alles verlohren! ich habe dir es immer gesagt: wir sind ein Herz und ein Sinn: wir werden zu einer Zeit in die Grube gehen... darfst du daran zweifeln? sagte er, fieng herzlich an zu weinen, und warf sich dem Patienten um den Hals. Wäre mirs möglich, nur einen Augenblick, einen einzigen Augenblick zu leben, wenn du deine Augen zugethan hättest, wenn ich dich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, dich nicht mehr hören, mich nicht mehr deiner freuen könnte? Ist dein Leben nicht das meinige?

Heinrich hörte nicht auf den Arzt um Gottes willen zu bitten, daß er doch ja zu Erhaltung seines Freundes nichts sparen möchte! sein Bitten, sein Weinen,

sein Jammern richteten nichts aus: sein Freund haucht seinen lezten Athem aus.

Heinrich geht nach Hause, und ist kaum vermögend seiner Frau folgende Worte zu sagen: ich sterbe: Marcellin ist hin. . . Ich sterbe an deinem Busen. Gott sey mit dir, gute Freundin! nimm dich unserer Kinder an.

Mehr sagt dieses Muster der Freundschaft nicht; man bringt ihn zu Bette: seine Familie um ihn her stehend, schwimmt in Thränen, und das ganze Haus ist voll Heulen und Wehklagen. Heinrich beobachtet ein nachtähnliches Stillschweigen; läßt kein Wort, keinen Seufzer hören.

Man denkt, der Patiente wolle schlafen: man geht auf kurze Zeit von ihm in dem Vertrauen, daß die Ruhe seinen Schmerz etwas lindern werde; man kommt wieder, um zu wissen, wie es mit ihm steht: er ist weg. Er hatte sich immer gewünscht, daß man ihn, wenn er seinen Freund einbüßen sollte, in ein Grab mit ihm lege: sein Wunsch ward gewährt: das Grab vereinigte Heinrich und Marcellinen, die ein Muster der seltensten Freundschaft waren, das dem, eben nicht blattreichen Verzeichnisse wirklich empfindsamer, und zur Ehre des Menschengeschlechtes vorhandener Seelen einverleibet werden muß.

In ihrer Art, verdienen dergleichen Personen, eben so wohl Denkmäler als die Helden, um als Muster die Nachahmung im Privatleben zu reizzen, so wie das Andenken der leztern denen als Fakkel aufgestekt wird, die nach dem göttlichen Verhängnisse berufen sind das Wohl ganzer Völkerschaften zu bestimmen.

Die Ehegattin.

Wer sollte es denken? das erhabene und rührende Beyspiel ehelicher Liebe, das ich anzeigen will, ist nicht unter den Vornehmen, unter den Bürgerständen die sich durch ihr Vermögen, und durch ihre Würden auszeichnen, hergeholt, sondern unter der niedrigsten und elendsten Volkesklasse. Unter ihr treffen wir eine bewundernswürdige Handlung an, die von Gefühle zeugt, und der wir unsere Achtung bezeugen wollen. Nur wünschten wir es auf eine feyerliche und fortwährende Art thun zu können. Welches Vergnügen würde ich empfinden, wenn ich diese Elenden an der schmachvollen Gleichgiltigkeit rächen könnte, mit der man sie zu kränken scheinet! und welchen vorzüglichen Werth müßen ihre Tugenden in den Augen der Weisen haben, weil sie ihren Ursprung weder in der Eigenliebe, noch in der Ruhmsucht haben!

Ich suchte meine Beobachtung zu benuzzen, weil ich überzeugt bin, daß die meisten Gegenstände lehrreiche Gemälde sind. Ich sah eine arme Frau, welche sich mit einem Schubkarren marterte, und ward aufmerksam auf den ganzen Vorfall: ich entdeckte einen elenden Greis, der auf der Karre ausgestrekt lag. Sein jämmerlicher Zustand war aus allem zu ersehen. Bey der mannichfaltigen Noth die ihn drükte, schien er auch noch krank zu seyn; kaum war er mächtig zu sprechen;

seine Frau sprach die Leute seinetwegen um Allmosen an, mit beweglichem Tone; sie foderte das Mitleiden so rührend auf, daß man sich einiger Hilfe nicht entbrechen konnte. Gleichwohl nahm ich Leute, oder vielmehr Unmenschen, mit Betrübniß, wahr, welche die Ohren gegen ihre Klagen verstopften, und so gar wegsahen, vermuthlich weil sie besorgten, daß dieser Anblik ihnen warm um das Herz machen möchte. Die Unmenschen! sie scheuten sich vielleicht Menschen zu seyn! Ich näherte mich dieser Elenden, und gab ihnen eine Kleinigkeit, und bedauerte, daß ich ihr Elend nicht nach meinem heißen Wunsche lindern konnte. Die Frau dankte mir mit dem Tone welcher das Wohlthun zur Wonne machen sollte, wenn man auch ein Felsenherz hätte; und der Greis fügte zu dem was sie mir gesagt hatte, Zeichen der Erkenntlichkeit, die nachdrüklicher als Worte waren.

Ich war dieses Bildes ganz voll; es hatte mich in Bewegung gesezt, und eine Menge wirklich philosophischer Betrachtungen in mir hervorgebracht. Die armen Leute! sprach ich bey mir selbst, wie betrübt es ihnen geht! da hingegen eine Schaar von Müßiggängern, die nichts verstehen, und keine Vorzüge haben, in einem sündlichen Ueberfluße schwimmen, und eine Menge ungestrafter Bösewichter des Himmels spottet, sich mit dem Vermögen, mit dem Blute des Nächsten mästet, und aufgeblasene Reiche sich in Purpur und Gold kleiden, indeß seelenlose und an Beurtheilung leere Wizlinge die Wohlthätigkeit erheben, der schöne Name, Menschheit, überall ertönet, man sich auf

allen Seiten mit Klubs, mit gelehrten Gesellschaften, u. s. w. umgeben sieht; und dieses beklagenswerthe Paar, von dem eisernen Joche der Noth zermalmet, und dem Umkommen nahe, wird kaum eines Blikkes von der verächtlichen Schaare gewürdiget!

Wie sehr nahm mein Unwille gegen alles was um mich war, zu, da ich den armen Greis durch sein Winseln anzeigen hörte, daß ihn die strenge Kälte plagte! kaum hatte er einige Lumpen zu seiner Bedekkung. Und welches Gefühl, welche überaschende Bewunderung, und Entzükkung durchdrang meine Seele, da ich die arme Frau mit ihrem Schubkarren stillhalten, ihr Bischen Anzug eilfertig abnehmen, auf ihren Mann zu gehen, und denselben über ihn herdekken sah, und sie sagen hörte: da hast du, lieber Mann! mich wird beym Fahren nicht so frieren als dich. O göttliche Frau! sagte ich in mir selbst, mußt du ein Opfer der Noth seyn? Ja, ich war im Begrif, vor ihr nieder zu fallen. Was hielt mich zurük? Jene falsche Schaam die man durch die Gesinnungen der Welt annimmt, ich kann es nicht läugnen; ich scheute das Urtheil der Thoren, und fürchtete mich, daß ich für wahnsinnig paßiren möchte. So folgt man dem gebahnten Wege, und wagt es nicht vom allgemeinen abzugehen. Man kriecht lieber mit dem Geschmeiße, das im Hofe herum schleicht, als daß man sich, wenn mau auch das Vermögen hätte, über das Menschengesindel mit Flägeln empor hebt. Wenn ich das Herz gehabt hätte mich diesem seltsamen Weibe zu Füßen zu werfen, die Begeisterung, Bewunderung und Rührung, die sie in mir erregt, ge-

zeigt hätte, so würde meine Handlung zwar Gelächter, ein Zeichen der Einfalt, das ich hätte verachten müßen, unter dem Hauffen veranlaßt, vielleicht aber auch das Mitleid in einigen eingeschläferten Herzen erwekt haben; ich hätte vielleicht die Noth dieser armen Leute gemildert, indem sie durch meine That bemerkt worden wären. Würde ich nicht für das Bißchen Lachen das ich von einem Trupp zweyfüßiger Thiere befürchtete, reichlich entschädiget worden seyn? Ich bezeuge demnach mein großes begangenes Unrecht, das ich unter die Vorwürfe rechne die ich mir zu machen habe: und läugne nicht, daß man noch weit von der Ausübung der Tugend entfernt sey, so lange man sich noch schämt, sie laut und öffentlich zu bekennen. Möchte doch wenigstens meine Schwachheit die ich anklage, einigen Nuzzen stiften, möchte sie die Wahrheit einschärfen, daß man stark genug seyn müße, dem Gelächter, den Vorurtheilen, der ganzen Welt zu trozzen, wenn man ein wirklich tugendhafter Mensch seyn will! Durch dieses Geständniß werde ich meinen Fehler wenigstens in etwas gut machen, und weniger strafbar seyn; und dies lindert meinen Kummer. Ja, diese unzeitige falsche Schaam ist die giftige Quelle vieler Vergehungen, und selbst der gehäßigsten Laster: und dergleichen Irrthümer sollte die aufgeklärte Vernunft am ersten zu verbeßern suchen.

Die Macht der Herzenssprache.

Es ist nicht genung, daß man Bücher, und schöne Bücher schreibe, daß man ein geistreicher Schriftsteller sey, sondern man muß auch Mensch dabey seyn. Und wie kann man den Namen Mensch, der von so vielen entehrt wird, behaupten? Wenn man sich um thätige Tugend bewirbt, andern nüzlich wird, sich den möglichen Kränkungen, der Schmach und Schande so gar, die uns selbst treffen können, muthig unterzieht. Geld geben ist wahrlich nicht die erste That der Wohlthätigkeit: seinen Stolz aufopfern, sich einer gewißen Erniedrigung unterwerffen, einer der erhabensten Züge im Charakter des Weisen, dies sind die Mittel, durch welche sich die Religion so sehr über die weltliche Grosmuth erhoben hat: die stete Verläugnung der Eigenliebe, die sie uns empfiehlt, ist vielleicht eines der herrlichsten Vorrechte, durch das sie den Vorzug über die menschliche Tugend gewinnt.

Ein Gelehrter, welcher das befolgte was er schrieb, einer der ächten Philosophen, die es nicht bey dem bloßen Predigen der Moral bewenden lassen, sondern ihre Lehre durch das Beyspiel unterstüzzen, spazzierte in einer einsamen Allee eines öffentlichen Gartens. Ein Unbekannter der ein einnehmendes Ansehen hatte, und an welchem die äusserste Armuth, und zugleich ein zur Fertigkeit gewordenes manierliches Wesen zu bemerken

war, welches die Frucht der Erziehung ist, gieng etliche Male, und jedes Mal ächzend bey dem Gelehrten vorüber: kurz, er schien mit einer schweren Last von Plagen beladen zu seyn. Timante — diesen Namen wollen wir für den Gelehrten entlehnen — hatte Gefühl, und Seelen die in der Fühlbarkeit geübt sind, lassen nichts vorüberrauschen. Er nimmt die innerliche Bewegung des Fremden bald wahr: sogleich bemeistert sich jenes Gefühl das die meisten Weltmenschen zu betäuben suchen, jene schönste Mitgabe des Menschen, deren Wirkung er weit eher unterhalten, als auf ihre Vernichtung bedacht seyn sollte, kurz das Mitleiden bemeistert sich des Timante, es treibt ihn, und spornt ihn, daß er den Fremden anredet: — Verzeihen sie, mein Herr, meine ungeziemende Freyheit! Mein Herz hat mir keine Ruhe gelassen; ich habe einige Zeichen eines tiefen Kummers an ihnen zu bemerken geglaubt: ich bin Mensch.... vielleicht kann ich ihnen einiger Maaßen nützlich seyn. Ja! mein Herr, erwiederte der Elende, — was er wirklich war, — ich habe das Vergnügen Sie zu kennen: ich habe sie verschiedene Male auf den Spaziergängen, und in dem Schauspielhause gesehen. Ich weiß, daß sie unsern Gelehrten durch ihre Sitten eben so große Ehre als durch ihre Schriften machen; ich sehe diese Zusammenkunft für ein Wunder an. Ja, es ist eine Schikkung des Himmel , daß sie einen Unglüklichen.... einen rettungslosen Unglüklichen, der ohne alle Hilfe ist, bemerkt haben; und hier brachen ihm Thränen aus. — Faßen sie Muth, mein Herr! Es wird ihnen nicht an Hilfe fehlen. Kein Uebel ist so groß, es ist ein Mittel dafür. Wenn ich so glük-

lich wäre, daß Sie Vertrauen auf mich sezzen wollten, so würde ich sie ersuchen, daß sie sich Jemanden entdekten, der den Unglüklichen zu bedauern und zu schäzzen weiß; ja, mein Herr, rechnen sie auf jede Achtung, welche jedes menschliche Wesen seinem leidenden Mitbruder schuldig ist.

Aufgemuntert durch diese Worte welche Theilnehmung athmeten, ergießt der unbekannte Jüngling von zwey, oder drey und zwanzig Jahren, endlich seine Seele, die voll von der schwermüthigsten Verzweiflung war: er sprach so gar von Umbringen: — wollten sie feigherzig seyn, mein Herr? oder sollte sie ihr Unstern zu einem Vergehen verleitet haben, dessen sich die Ehre zu schämen hätte? In den Augen des Schöpfers und in den meinigen giebt es keines, das sich nicht durch Reue aussöhnen liesse. . . — Nie, mein Herr, nie bin ich von der Rechtschaffenheit gewichen, in der mich meine Eltern erzogen haben; allein ich habe Schwachheiten begangen, Fehltritte gethan, die, — ich läugne es nicht — unverzeihlich sind. Ich habe mein Vermögen verschwendet; die Seuche des bösen Beyspiels hat mich zu Grunde gerichtet, ich diente in der Armee, und meine elenden Umstände haben mich genöthiget einen Stand aufzugeben, in welchem ich mir einiges Ansehen hätte erwerben können. Vielleicht haben sie den Namen Belinval in Gesellschaften gehört. —— Sicher, mein Herr, ihre Familie ist mir nicht unbekannt: sie steht in öffentlichem Ansehen. . . Aber. . . sollten ihnen keine Freunde übrig geblieben seyn? —— Freunde, mein Herr? Sagt ihnen mein Aufzug nicht, daß mir der

Glaube an Freunde verboten sey? —— Anverwandte?.. bey diesem Worte brach der Jüngling in ächzendes Wehklagen aus: —— Ja, mein Herr. . . . ich habe welche, sagte er mit einiger Fassung, ich habe welche . . . . die mir den Rükken kehren, wie sie sehen, die mich verhungern lassen! —— Widernatürlich! . . . . —— Noch in der Wiege, nahm mir eine anstekkende Krankheit die Urheber meines jammernswürdigen Lebens weg. Freylich würden Eltern mein Elend nicht mit so gleichgiltigen Augen ansehen! aber . . . . ein Bruder, mein Herr, wo ich ihn noch so nennen darf, der thut es . . . . ich will mir keine beleidigende Klagen wider ihn verstatten; ich will mich nicht schuldlos sprechen, vielmehr bekennen, daß meine schlechte Aufführung seine Theilnehmung zu ermüden wohl vermögend gewesen ist. —— Kann denn die Theilnehmung erschöpfet werden? —— die seinige, mein Herr, hat, wie sie sehen, ihre Gränzen gehabt . . . . aber, ist nicht das Uebermaaß meines Leidens hinlängliche Züchtigung? Ach! ich bin gestraft genung. Und Belinvals Thränen quollen stärker: —— Aber haben sie ihn nicht zu bewegen gesucht? —— Ich habe mich zu einem sehr sauern Gange bequemt: ich bin zu ihm geeilt, habe geflehet . . . habe ihn an meine Gerechtsame erinnert: die Natur, das Mitleiden, die Menschheit aufgefodert . . . . —— Nun! und er? . . . —— hat mich mit unsäglicher Härte abgewiesen. —— Ein Bruder! . . Ist er verheyrathet? hat er Kinder? —— Nein, er hat dem ehelosen Leben gleichsam ein Gelübde gethan. —— Ach! wäre er Gatte! wäre er Vater, er würde sicher nicht so un-

menschlich seyn: seine Vermögensumstände . . . — Sind sehr gut, . . . ! überdies steht er in einem vorzüglich guten Rufe, ist exemplarisch fromm, thut Armen Gutes . . . — Und läßt seinen Bruder von der Noth aufreiben . . . . mein Herr, belieben sie mit mir zu gehen, sie werden mir die Ehre erweisen, und mit einem Nachtessen in Gesellschaft meiner Familie und etlicher Freunde vorlieb nehmen: sie können mir zutrauen, daß ich ihr Geheimnis verbergen werde. Nach dem Essen, wollen wir in mein Kabinet gehen, und uns über ihre Angelegenheiten dort freyer als hier im Garten besprechen.

Belinval nahm den Vorschlag des rechtschaffenen Timante erkenntlich an; die geschikte und zärtliche Wohlthätigkeit des leztern wußte dem Jünglinge eine anständige Aufnahme zu verschaffen. Die Unglüklichen sind eben so leicht zu beleidigen, als sie von der geringsten Achtung gerührt werden. Man mußte die Gabe, oder vielmehr die auserlesene Seele dieses Gelehrten besizzen, um diesen Umstand, die Schonungen zu kennen, welche der Dürftige fodert, und die dem gemeinen Menschentroß so wenig bekannt sind. Timante beobachtete sie gegen Belinval auf das sorgfältigste; nach dem Essen führte er ihn, abgeredter Maaßen, in sein Kabinet. Gleich anfangs stekte er ihm drey Louisd'or in die Hände. — Verzeihen sie, daß ich es wage, ihnen eine solche Kleinigkeit anzubieten, die ich, ohne Erröthen, von ihnen annehmen würde: vor der Hand ist es mein ganzer Reichthum. Uebrigens ist es ihnen nur geliehen, bis auf günstigere Zeiten. . . . Jezt

wollen wir von einem Anschlage reden den ich gefaßt habe, weil ich ihnen ausserordentlich gerne nüzlich seyn möchte. Ich habe mir vorgesezt. . . einen Versuch zu machen. . . ihren Herrn Bruder zu besuchen. . . Bey Leibe nicht, unterbrach ihn der Jüngling mit Eifer! ich würde untröstlich seyn, wenn sie einer Unannehmlichkeit ausgesezt seyn sollten: sie würden ihn nur noch mehr aufbringen, und ich würde zuviel zu befürchten haben. . . die Begierde mir zu helfen könnte ihnen vielleicht eine unhöfliche Aufnahme zuwegebringen. . . lieber wünsche ich mir den Tod. . . — Lassen sie es gut seyn, lieber Mann, man kann mich nicht beschimpfen. Der Grund meines Besuches macht mich zuversichtlich. Ihr Herr Bruder, sagen sie, sey fromm; er kann unmöglich so hart seyn, als sie sich einbilden; sie werden ihr Gesuch nicht gehörig angebracht haben. . . ich kenne unsere Religion: sie gründet sich auf Güte und Gnade.

Belinval that noch mehrere Vorstellungen, die aber beym Timante nichts ausrichteten, und ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen konnten.

Der wakkere Gelehrte macht sich also den folgenden Tag zeitig auf den Weg, und kömmt in dem Pallaste des Herrn von *** an, der sich nach dem ansehnlichen Gute nannte, dessen Besizzer er war. Timante wird so zu sagen ganz erfüllt mit dem frommen Wesen das man in allen Winkeln dieses Hauses erblikte: so gar die Bedienten machten eine andächtige Mine, um ihren Herrn gleich zu sehen.

Der Gelehrte wird in ein Betstübchen geführt: Herr von * * lag auf seinen Knieen vor einem Altare: er steht auf und fragt Timante nach der Ursache seines Besuches: — Das Verlangen, ihnen die Ehrerbietung zu bezeugen, welche man dem Rechtschaffenen schuldig ist. Herr von * * schien an dem Komplimente eben kein Misfallen zu haben, ob er gleich eine mit Demuth ausstaffierte Mine trug. Timante fuhr fort, nachdem ihm Belinvals Bruder zum Sitzen genöthiget hatte: ja, gnädiger Herr, der Ruf in welchem Sie stehen, hat mich bewogen Sie zu besuchen, ob ich mir zwar nicht schmeicheln darf, daß ich ihnen bekannt seyn möchte; Jedermann kennt ihre Neigung wohl zu thun. . . — Verzeihen sie, mein Herr, wenn ich ihnen zuvorkomme, und sie einer Mühe überhebe, die ganz vergeblich seyn würde: ich gebe etwas Gewißes an Allmosen; habe meine Armen; steure auch in die Armenkasse, und bin ausser Stande. . . — Einen Elenden zu helfen, der Hungers stirbt? Nicht möglich! sie wollten sich eines Vergnügens berauben. . . — Das mir vor der Hand, wie ich sage, versagt wird. . . wenn man allen Armen helfen sollte. . . . — Der, den ich ihnen empfehle, hat unstreitige Ansprüche auf ihr Herz. — Wir sind alle Kinder eines und desselben Vaters. — Ja, mein Herr, allein die Bande welche uns aneinander knüpfen, sind bald stärker, bald schwächer, einer nimmt sich des andern nach gewißen Stuffen an, zum Beyspiele, Verwandte. . . — Verwandte, mein Herr? ich erkenne keine für meine Verwandte, als Personen von guten Sitten, von er-

baulichem Lebenswandel, die ihre Schuldigkeit thun, die Gebote der Religion halten. . . — Eines der Hauptgebote, zu dessen Beobachtung sie uns wesentlich verpflichtet, ist, daß wir verzeihen, unserm Nächsten die Hand bieten, wenn er im Abgrunde steckt, ohne nur bey dem Gedanken zu verweilen, daß er sich durch sein Versehen hinein gestürzet hat: dies ist die Vorschrift und Sittenlehre unsers höchsten Gesezgebers; diese sind sie schuldig gegen den Dürftigen, den Hilfslosen auszuüben. . . . der ihr Bruder ist, ihr leiblicher Bruder, der ihr Mitleiden, und Erbarmen durch meine Stimme sucht, der sie flehend bittet. — Mein Bruder! sagte er auffahrend und zornig? kennen sie den Menschen, für den sie ihr nicht ganz überlegtes Vorwort einzulegen wagen? halten sie mir den Ausdruck zu gute! —— Ich bitte sie um Vergebung, mein Herr! was ich thue, geschiehet nach den Vorschriften der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, die über alles andere geht: ich habe ihren Herrn Bruder im Elende gesehen, er vergeht für Noth: was bedurfte es mehr zu Erregung meines Erbarmens, was brauchte ich weiter, um sein Vorsprecher bey ihnen zu werden, ihnen seine Thränen vorzuhalten, sein Schreyen vor sie zu bringen? schenken sie mir ihre Aufmerksamkeit, sagte Herr von * * *, und sie werden hoffentlich einräumen, daß der schlechte Mensch der sie absendet, ihres sauern Schrittes den sie thun, und der Zeit nicht werth sey, die ich verschwende, indem ich mit ihnen von ihm spreche.

Nunmehr schildert Herr von * * * seinen armen Bruder mit dem ganzen Nachdrukke, mit welchem verdorbene Herzen ihren Groll ausschütten: er kam auf Dinge, die dem jungen Menschen wirklich sehr zur Last fielen und eine Reihe von Ungebührlichkeiten aufstellten, die schwer zu übersehen waren: doch mit der Ursache hielt er hinter dem Berge die ihn eigentlich und mehr verdroß, als alle rechtmäßigen Beschuldigungen, deren sich Blinval theilhaftig gemacht hatte. Herr von * * * war zum Direktor eines der vornehmsten Spitäler ernennt worden, und sein Bruder hatte ihn, Gott weiß durch welches Versehen, um diese Hofnung nnd um diesen Vorzug gebracht, der für einen frommen Mann sehr schmeichelhaft ist: denn unter dieser Gestalt verlangte er angesehen zu werden: so pflegen sich die aufgeblasenen, hartherzigen Heuchler zu nennen. Timante hörte ihn mit der Ruhe eines Mannes an, der wegen der Antwort nicht verlegen ist: — Sind sie fertig, mein Herr? haben sie keine Klagen mehr gegen ihren armen Bruder anzubringen? — Ich dachte, daß dasjenige was ich ihnen gemeldet habe, zu Rechtfertigung meines Unwillens, eines Unwillens der ewig dauern, und nur mit meinem Leben aufhören wird, hinlänglich wäre. — Nun, mein Herr, an der Gerechtigkeit ihrer Vorwürfe zweifele ich keines weges: ich bin überzeugt, daß jeder ganz gegründet ist; ja, ich will es noch weiter treiben als sie. Die Klage die sie über ihren Herrn Bruder führen, betrift Fehler, Laster, abscheuliche Vergehungen: ja, mein Herr, ich halte ihn keiner Entschuldigung werth. . . ich sehe

ihn für den strafbarsten Verbrecher an: sind sie damit zufrieden? . . . Allein, wenn er sich mit einer Mordthat beflekt, wenn er seine Hände in Blut getaucht, die Natur, die Menschlichkeit so weit vergessen hätte, daß er gesonnen gewesen wäre sich an ihrem Leben zu vergreiffen, einen Dolch in ihr Herz zu stoßen, würde dies alles einem Christen, einem Menschen, einem Menschen, hinlänglicher Grund gewesen seyn, um einem Bruder Brodt zu versagen? Würde dies ein Grund seyn ihn ohne Kleidung, nakt, der Härte der Witterung Preis zu geben, ihn, der aus eben dem Blute besteht, das in ihren Adern fließet, der unter eben dem Herzen gelegen hat, von welchem ihnen das Leben zu flos? Sie leben im Ueberflusse; und die Noth, die eiserne Noth preßt ein Wesen, das an sie durch die heiligsten Bande gefesselt ist! wie sind sie vermögend sich an ihre Tafel zu setzen, die Speisen zu genießen, welche ihre Zunge kützeln, sich in ihren weichen Federbetten dem Schlafe zu überlassen, wenn es ihrem eigenen Blute, mit allen Schrekken der Armuth umringt, an einem Bissen Brodte mangelt, wenn es sich mit Thränen tränkt, wenn es wacht, um zu leiden, um zu weinen, um sie vergebens um Hilfe anzuschreyen? Bruder, ruft es! lieber Bruder! ich beschöre dich bey meinem Vater, bey meiner Mutter, deren Milch wir beyde gesogen haben, bey dem erbarmenden Gefühle, das man auch der schlechtesten Kreatur nicht versagen würde, weise mich nicht ab, wende dich nicht von mir! Bruder, ich habe keine Freunde mehr, keine Zufluchtsstätte, keine Hofnung auf Hilfe! ich bin ein Fremd-

ling, von aller Gesellschaft verbannt; nur du, nur du allein bist es, dessen Erbarmen ich auffodern darf: ich werffe mich zu deinen Füßen, mein Bruder. . . Wie! mein Herr! würden sie der Natur, der Religion für deren Bekenner sie sich halten, widerstehen können? Beyde schreyen sie an, ... gebieten ihnen durch meinen Mund, der Pflicht des Menschen, ihrer Pflicht, mein Herr, der Pflicht nachzugeben, die ihnen befiehlt, dem Unglüklichen, dem Armen beyzustehen, und dies ist ein Bruder. . . . Wo ist er? . . . wo ist er? ruft Herr von *** mit rinnenden Thränen; er komme! eile in meine Arme! ich verzeihe ihm. Ich habe alles vergessen, alles. — Etliche Schritte von hier, wartet er meiner; er wartet, damit ich ihm entweder den Tod, oder das Leben bringe. Herr von *** klingelt: ein Bedienter kommt: — läuft hurtig und holt ihn . . . . Wen, gnädiger Herr? — Meinen Bruder. . . . bringt mir meinen Bruder. . . . sagen sie doch, sprach er zu Timanten, wo er anzutreffen seye. Die Anzeige ist geschehen. Herr von *** und Timante umarmen sich, konnten nicht sprechen; kaum nimmt der erste den Belinval wahr, so eilt er, stürzt sich an seine Brust, drükt ihn an sein Herz, und seinen Augen entströmen Thränengüße — Mein Bruder! theurer Bruder! mein Vermögen, mein Herz soll mit dir getheilt seyn. Ich will alles gut machen. Weg mit dem Geschehenen! von dir erwarte ich Vergebung! Unser einziger Gedanke soll seyn, als zärtliche Freunde zu leben. Siehe hier den Mann, dem wir beyde verbindlich sind. . . . unsere

ganze Erkenntlichkeit, alle unsere Freundschaft kann diese Verbindlichkeit nicht tilgen: Bruder! er sey von uns gemeinschaftlich umarmt. Ach! mein Herr, sprach er zu dem Gelehrten, möchte doch die Menschheit viele solche Dolmet'cher wie sie, haben! welches Glück würde es für sie seyn! in ihnen erkenne ich den wahren Gelehrten! in meiner Verblendung hielt ich mich für tugenhaft, und von der Frömmigkeit beseelt: allein sie haben mich erst zum Menschen gemacht, durch sie bin ich des menschlichen Wesens und der Religion würdig geworden. Von nun an genieße ich erst das Vergnügen mein Herz zu fühlen, und diese höchste Freude habe ich ihnen, vortreflicher Mann, zu danken. Besuchen sie uns oft, dies erbitte ich mir von ihnen als eine Gnade: ihre Gesellschaft ist die Schule der Empfindsamkeit und der Tugend.

Die Stiftung der Wohlthätigkeit.

Der tugendhafte und fühlbare Mensch —— Tugend und Fühlbarkeit leiden keine Trennung —— sieht jezt Auftritte die sehr geschikt sind, sein Wohlgefallen zu erwerben. Wo er hinblikt, nimmt er wahr, daß sich die Wohlthätigkeit auf dem Erdboden verbreitet, gleich einem schönen anbrechenden Lichte, das sich über den Horizont ergießt. Sollten sich die Träume des guten Abbé Saint Pierre in Wirklichkeit verwandeln? Sollte es der menschlichen Gesellschaft endlich begreiflich werden, daß sie nur eine Familie ausmache, daß es unter ihr nichts Fremdes gäbe, daß ihr die Freuden, die Bedürfnisse, die Unfälle selbst gemeinschaftlich seyn müßen? Diese so angenehme Aussicht sey unseres Geistes Weide, und wäre sie auch blos Täuschung, so wollen wir ja nicht nach ihrer Aufdeckung trachten! Dergleichen Irrthümer sind so viel werth als Wahrheiten.

Wir können uns nicht enthalten, einer seit kurzer Zeit zu Koppenhagen errichteten Verbrüderung, welche sich die Gesellschaft der Bürgertugend nennt, ihr nur zu rechtmäßiges Lob zu ertheilen. Ihr Zwek ist den Nationalfleiß in allen Fächern zu ermuntern,

die Erfindungen, und alle dem Vaterlande nüzliche Entdekkungen, und überhaupt alle öffentlichen und Privattugenden zu belohnen. Den arbeitsamen und aufgeklärten Bürgern thut sie in den verschiedenen Gewerben die sie treiben, Vorschüße, sie nimmt den Absaz ihrer Waaren über sich; sie unterstüzt die Gesellschaft der Landwirthschaft in ihren Bemühungen, welche auf die Verbesserung der Felder, und auf die verschiedenen Gegenstände des Feldbaues Bezug haben; ferner will sie Preiße ertheilen, und diejenigen brauchbaren Abhandlungen krönen, welche die Zweige der Haushaltungswissenschaft angehen.

Diese sinnreiche Wohlthätigkeit will es nicht mit den Beweisen genug seyn lassen, die einer allgemeinen Erkenntlichkeit so würdig sind; sondern sie will die Bildnisse der Personen, die sich durch schöne Thaten, oder durch gründliche Schriften auszeichnen, welche zu Unterhaltung unbescholtener und guter Sitten, durch Beförderung nüzlicher Künste, durch Aufklärung der gesunden Vernunft, und durch Einführung der wahren Philosophie, u. s. f. dienlich sind, auf dem Versammlungssaale ausstellen: bey dem Ableben dieser schäzbaren und um die Menschheit wirklich verdienter Bürger, wird ihnen eine Lobrede gehalten, nach der in jenen schönen Tagen üblichen Gewohnheit, in welchen Griechenland die Schule des großen Mannes und des Helden war. Alle tugendhaften Handlungen, welche die Gesellschaft erfahren wird, auch diejenigen, welche wenig Aufsehen machen, sollen mit einer Gedächtniß-

münze, oder mit einem Stücke baaren Geldes belohnet werden.

Man kann solchen Stiftungen *) das ihnen gebührende Lob unmöglich vorenthalten. Ein Volk unter welchem man auf dergleichen Einrichtungen verfällt und sie in Ausführung bringt, hat auf die allgemeine Achtung ein besonderes Recht. Wahrlich, die von diesem philosophischen Geiste beseelten Dänen, der sie die Vortheile einsehen läßt, welche aus dergleichen Gesellschaften entspringen, sind größer, und erwarben sich einen dauerhaften Ruhm, als ihre Vorfahren, die sich mit der Beute geplünderter und geschlachteter Völker bereicherten. Diese verheerten

*) Vor drey Jahren und drüber wurde eine dergleichen Stiftung in Norwegen in dem Stiftsamte Christiania errichtet. Von einer patriotischen Gesellschaft entstanden, hat sie den Endzweck, das Spinnen, Weben, und Wollekämmen auf dem Lande zu ermuntern und zu befördern. Fünf und dreyßig Einwohner haben die Ehre die ersten Stifter einer so nützlichen Einrichtung zu seyn. Verschiedene Bürger von höhern, und selbst von der ersten Klasse sind so verständig gewesen, daß sie mit diesen würdigen Feldbestehern in Gesellschaft getreten sind. Man hat eine Fabrikke angelegt, in welcher arme Kinder lernen und Brodt verdienen können. Dieses zur Arbeit bestimmte Haus ist den 25 November, 1785, feyerlich eingeweiht worden: und die Cäremonie endigte sich damit, daß unter die armen Mädchen, welche Baumwolle nach englischer Art gesponnen hatten, Kleider ausgetheilt wurden.

drey Theile Europens, und sogen es aus; ihre Nachkommenschaft hingegen befördert die Liebe und die Ausübung des Guten. Welches Wesen ist edler als der Mensch, wenn er sich um Liebe bewirbt!

Inhalt

des

ersten Bandes ersten Theiles.

Erinnerung. Seite I.

Auszug aus einer dialogisirten Vertheidigung des Verfassers. 1.

Selinval oder die verrathene Freundschaft. 9.

Die Bestimmung. 44.

Das Verhängnis. 69.

Die Schönheit in jedem Zeitalter. 75.

Die beyden Freunde. 89.

Die Ehegattin. 95.

Die Macht der Herzenssprache. 99.

Die Stiftung der Wohlthätigkeit. 111.

Einige

Verlagsbücher

der

akademischen Buchhandlung in Strasburg.

1787.

Kinderbibliothek, von A. Ulrich, in 12. 1787. 8. ggr.

Erhohlungsstunden des Mannes von Gefühl. Erster Jahrgang, 12 Theile oder 6 Bände in 8. 1786. 4. Rthlr.

Desselben zweyten Jahrgangs erster Theil. 8. ggr.

Magazin für Frauenzimmer, fünf Jahrgänge von 1782 - 1786. mit ausgemalten Kupfern. rthlr. 15.

Die zwey leztern Jahrgänge, jeder zu rthlr. 4.

Die drei erstern Jahrgänge zusammen, zu rthlr. 7.

Mariane, oder traut den Grosen nicht, mit einem Kupfer und einer Titelvignette, 8 gr. 6.

Avantcoureur, oder Verzeichnis der neuesten französischen Schriften, ihres Inhaltes und Preises, nebst den interessantesten litterarischen Nachrichten aus Paris. 8. Auf Postpapier, der Jahrgang. rthlr. 4.

Auf Druckpapier. rthlr. 2. gr. 12.

Schweighäusers (Professors in Buchsweiler) mathematischen Lehrbuches, fünfter Kurs, mit K. 8. 1787. gr. 14.

Desselben vierter Kurs, mit 11 Kupf. 1786. gr. 20.

Desselben erster, zweyter, dritter Kurs. 1785. gr. 18.

Desselben, geographisches Lehrbuch, erster und zweyter Kurs, 1785. gr. 16.

Die Gemalin, wie es wenige giebt, mit einem Kupf. 1786. 8. gr. 4.

Drey Wochen nach der Hochzeit. Ein Lustspiel aus dem Engl. frey übersezt. 8. 1786. gr. 6.

Blessigs (Prof. in Strasburg) Predigt über Unglauben, Aberglauben und Glauben. 8. 1786. gr. 3.

Lehrsäzze des Herrn Mesmers, 8. 1785. gr. 10.

Beyträge (neue) zur praktischen Anwendung des thierischen Magnetismus und Somnambulismus. 8. 1786. gr. 8.

Archiv des Magnetismus und Somnambulismus, herausgegeben von einigen Freunden. Ersten Jahrgangs, Erstes Stück, 8 1787. gr. 6.

Balfour über den Einfluß des Mondes auf die Fieber. Aus dem Engl. 8. 1786. gr. 6.

Kramps (Doktor der Med.) Geschichte der Aerostatik, gr. 8. Erster Theil, mit Kupfern. 1784. rthlr. 1. gr. 16.

— derselben zweyter Theil 1785. rthlr. 1 gr. 6.

— des zweyten Theiles zweyte Hälfte besonders. gr. 10.

Kramps (Doktor der Med.) Anhang zu der Geschichte der Aerostatik. 8. 1786. gr. 10.

Fritz und Hänschen, oder die Milchbrüder. 8. 1785. gr. 6.

Vorzug des weiblichen Geschlechtes vor dem männlichen. 8. 1780. gr. 4.

Taschenbuch der Gesundheit, in alphabetischer Ordnung, darinnen die gewöhnlichsten Krankheiten beschrieben, und die geschwindesten und leichtesten Mittel dagegen angegeben werden. Von Hrn. D. Pichler. 8 1784. gr. 5.

Sittenlehre eines christlichen Philosophen. 8. 1785. gr. 8.

Seelenlehre (zur praktischen) eine Vorlesung von J. L. Blessig, Prof. in Strasburg. 8. 1785. gr. 8.

Mably (Abbe von) über die Art die Geschichte zu schreiben, oder über die historische Kunst, aus dem Französischen, mit einer Vor de von Hrn. Hofrath Schlözer. 8. 1784. gr 12.

Die unglücklichen Eheleute, aus dem Französischen des Hrn. d'Arnaud. 2 Bände 8 1785. rthlr. 1.

Der Luftwagen, oder Reise in den Mond, eine Kritik der izzigen Welt. 1784. 8. gr. 6.

Erklärung (umschreibende) des Vater unser, nebst einer Einleitung, worin einige Aeusserungen des Hrn. Dr. Döderleins geprüft werden. 1784. 8. gr. 4.

Bromley (Thomas) über die göttlichen Offenbahrungen, welche man ausserordentliche zu nennen pflegt, nach der H. Schrift und Erfahrung bewiesen. Aus dem Englischen. 8. 1784. gr. 8.

Beschreibung des Erdbebens zu Messina und Kalabrien, nebst dem Schreiben des Ritters Hamilton. gr. 4. 1784. gr. 8.

Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnaud, François Thomas Marie de Baculard <<d'>>,

Erholungsstunden des Mannes von Gefühl oder vermischte Anekdoten

Bd.: 2,1,1

(1787)

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919623-2